1,90 DM / Band 661
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Dämonische Kreuzfahrt

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Dämonische Kreuzfahrt

John Sinclair Nr. 661

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 05.03.1991

Titelbild von Edirne Ertugrul

Sinclair Crew

Dämonische Kreuzfahrt

Zuerst dachte der Mann an eine Sternschnuppe, als er das Blitzen sah. Dann aber wischte es zu dicht an seinen Augen vorbei und verursachte ihm Schmerzen an der Kehle. Der Matrose stand unbeweglich. Hatte er vorhin noch fest geschlafen, war er jetzt hellwach, und er hatte erkannt, was dieses Blitzen gewesen war. Der Lichtreflex auf einer Messerklinge!

Eine Hand hielt sie. Wem sie gehörte, konnte er nicht sehen. Die Person aber stand hinter ihm, hielt das Messer und verströmte den Geruch exotischer Gewürze. Plötzlich fing der Matrose an zu zittern.

Da empfand er die Luft als nicht mehr so lau.

Nun kamen ihm die Sterne vor wie böse Augen, die auf ihn niederglotzten, als wollten sie beobachten, wie er sein Leben verlor…

Der Mann mit dem Messer hinter ihm sprach nicht, nur sein Atem streifte über den Nacken des Matrosen. An dieser Stelle des Hafens war es nicht nur dunkel, auch einsam. Hilfe hatte der als Wachtposten aufgestellte Matrose kaum zu erwarten.

Dann kam ein Zweiter. Er hatte hinter den auf dem Kai aufgebauten Paletten gelauert. Sein Gang war leise. Die dunkle Kleidung ließ ihn kaum erkennen, auf dem Kopf trug er eine Mütze, doch als er lachte, blitzten seine Zähne.

Es war ein böses, hämisches und hinterlistiges Lachen, das dem Matrosen wie ein tödliches Versprechen vorkam. Abrupt brach es ab. Aus dem Hosenbund am. Rücken zog der Mann mit der dunklen Haut einen Revolver. Die Mündung setzte er genau auf die Nasenspitze des Matrosen.

»Hier der Revolver, an deinem dreckigen Hals das Messer. Ich frage dich, welche Chancen rechnest du dir noch aus?«

»Kei - keine.«

»Du hast Recht, aber ich gebe dir eine.«

Der Sprecher ließ die Worte wirken und der bedrohte Wachtposten dachte über sein Schicksal nach.

Ihm war klar, dass er sich in der Hand der beiden Männer befand und ihnen nicht entwischen konnte. Die waren einfach zu hart, sie würden ihn fertig machen, bevor er nur mit der Wimper zucken konnte. Allerdings hatten sie ihn noch nicht getötet. Das wiederum ließ darauf schließen, dass die etwas von ihm wollten, und seine heiße Angst verschwand.

»Welche Chance?«, presste der Matrose hervor.

»Du wirst uns auf das Schiff führen.«

»Es ist verboten!« Er hatte die Antwort spontan gegeben, ein Fehler, wie er sehr bald feststellen musste.

Der Revolverknauf drückte seine Nase tiefer ein, das Messer an seiner Kehle bewegte sich. Eine kleine Schnittstelle entstand auf der Haut, der Schmerz zog über seinen Hals, für einen Moment krampfte sich alles bei ihm zusammen.

»Sag so etwas nicht noch einmal«, flüsterte der Mann mit der Schusswaffe. »Für dich darf es diese Probleme nicht geben. Du wirst uns an Bord führen, und zwar zu einer bestimmten Stelle. Ist das klar?«

»Ja.«

»Schön, dann gehen wir an Bord.« Der Revolverlauf rutschte nach unten, über die Lippe hinweg, bis die Mündung gegen die Brust drückte. Auch das Messer verschwand.

»Umdrehen und gehen!«

Der Matrose gehorchte zitternd. Er war nur ein kleines Rädchen im Gefüge der Mannschaft und er dachte gar nicht daran, für andere den

Kopf hinzuhalten. Sollten die Kerle doch das Schiff plündern, ihm war es egal.

Das Schiff schimmerte in einem hellen Weiß. Erst vor wenigen Wochen hatte man es frisch gestrichen. So etwas gehörte einfach dazu, um Passagiere zu bekommen.

Unter dem Gewicht der Männer bewegte sich die Gangway. Sie hielten sich an den straff gespannten Stricken fest und der Matrose dachte daran, dass auch ein Offizier immer an Deck war und seinen Rundgang machte. Gleichzeitig fragte er sich, was die beiden Kerle überhaupt auf der Pacific Star wollten. Reichtümer waren dort nicht versteckt, aber gewisse Leute konnten eben alles gebrauchen.

Sie erreichten das Deck ohne Zwischenfälle. Groß wuchsen die Aufbauten vor ihnen hoch. Das Schiff wirkte wie eine schwimmende Stadt, in der einfach alles vorhanden war, was das Leben schön und bequem machte. Natürlich für Leute, die den entsprechenden Preis bezahlen konnten.

Es würde in drei Tagen ablegen, dann hatte die Mannschaft alles auf Hochglanz gebracht.

Sie blieben dort stehen, wo sich die Auf- und Niedergänge verteilten. Der Matrose schaute sich unsicher um. An Bord war nichts zu hören, kein Offizier bewegte sich auf ihn zu. Ihm kam es vor wie die Ruhe vor dem Sturm.

Der Mann mit dem Messer war weggeschlichen. Dann erst hatte ihn der Matrose sehen können. Das breite Gesicht mit den schräg stehenden Augen zeigte die malaiische Abstammung des Mannes. Der Matrose wusste sehr gut, dass gerade Malaien zu den Menschen gehörten, die perfekt mit Messern und Dolchen umgehen konnten.

Obwohl er sich an Bord befand, fühlte er sich trotzdem nicht sicher. Er starrte auf den Revolver, den der andere Typ in der rechten Hand hielt. Das Loch der Mündung kam ihm vor wie eine Drohung.

»Was wollt ihr denn?«

»Werden wir dir gleich sagen. Wo kommst du eigentlich her?«

»Bengasi.«

»Aha. Was machst du hier?«

»Ich bin nur Matrose und nicht im Service.«

Der Mann mit dem Revolver nickte. »Wunderbar. Wir wollten auch jemand haben, der sich auf dem Kahn auskennt. Wie heißt du eigentlich?«

»Hindor.«

»Ist gut, Hindor, wenn du vernünftig bist, geschieht dir nichts. Dann bist du unser Bruder. Willst du den Helden spielen, bist du schneller tot, als du es dir vorstellen kannst.«

»Ich weiß.«

»Dann merke es dir auch.«

Der Malaie kehrte zurück. Katzenhaft gewandt, so gut wie lautlos. Er hob die mager wirkenden Schultern. »Keiner zu sehen«, meldete er. »Wie kommen wir dann nach unten?«

»Wohin wollt ihr denn?«, fragte Hindor.

»In den Laderaum.«

Der Matrose erbleichte. »Das – das ist unmöglich!«, erklärte er. »Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil dort unten alles verschlossen ist. Wir müssen ein Schott öffnen, erst dann…«

»Kannst du das nicht?«

»Doch.«

Der Malaise grinste. »Weshalb denn das Palaver? Ich sehe keine Probleme.«

»Ich habe die Schlüssel nicht.«

Für einen Moment schwiegen sie. Schließlich wurde Hindor gefragt: »Wer hat sie dann?«

»Der Erste Offizier.«

»Gut. Ist er an Bord?«

Hindor nickte.

Zwei Münder zogen sich zu einem Grinsen in die Breite. »Das ist doch wunderbar«, lobte der Mann mit dem Revolver. »Wir gehen gemeinsam zu ihm und werden ihn davon überzeugen, dass wir die Schlüssel haben wollen, und zwar sofort.«

Hindor begann zu zittern. Er kannte sich aus, er wusste genau, wie der andere reagieren würde. Der Zweite Offizier gehörte zu den Menschen, die sich nichts gefallen ließen. Er handelte oft genug sehr spontan, davor fürchtete sich der Matrose, denn die Kerle vor ihm sahen nicht aus, als würden sie sich die Butter vom Brot nehmen lassen. Die schossen, dann erst stellten sie Fragen.

»Worauf wartest du noch?«

Hindor nickte. »Ja, ist gut. Ich - ich gehe dann vor.« Er wusste, wo sich der Offizier aufhielt. Zumeist in seiner Kabine, wo er ständig über Zahlen und Berechnungen saß, denn er machte einen Fernkurs in Physik und Astrophysik mit. Deshalb blieb er auch gern an Bord, während sich die Mannschaft lieber in der Stadt herumtrieb, wenn sie einen freien Tag hatte.

Den anderen Wachtposten liefen sie nicht in die Arme. Hindor führte die beiden Männer auf Umwegen ans Ziel. Er wollte seine Kollegen nicht in Gefahr bringen.

Die Kabinen der Offiziere lagen auf dem Zwischendeck, die der Mannschaft auf dem untersten und ziemlich am Heck, wo sie noch die Geräusche der Maschinen hörten.

Teppiche dämpften ihre Schritte, sodass die drei Personen so gut wie

unhörbar liefen. Vor der schmalen Tür blieben sie stehen. Hindor spürte das kalte Metall des Revolverlaufs an seiner Wange und sah, wie der andere gegen die Tür nickte. »Klopfen und öffnen.«

»Ja, ja, schon gut.«

Hindor fiel das Herz beinahe in die Hose, bevor er es schaffte, gegen die Tür zu klopfen.

Dreimal und bei jedem Berühren wurde das Geräusch schwächer. Aber der Zweite Offizier hatte es gehört. »Wer ist da?«

»Ich, Sir, Hindor.«

»Gut, dann komm rein.«

Beide Gangster nickten und lächelten dem Matrosen zu, der den Knauf drehte.

Dann ging alles blitzschnell. Die Männer rammten die Tür auf. Sie flog nach innen und mit ihr auch Hindor, der sich nicht auf den Beinen halten konnte, zu Boden fiel und den anderen somit freie Schussbahn verschaffte.

Die Gesichtszüge des Zweiten Offiziers entgleisten.

Der Mann hockte da, bekam den Mund nicht mehr zu vor Staunen und schluckte nur, während er gleichzeitig noch scharf und pfeifend atmete. Als er dann den Revolverlauf an seiner Wange spürte, war es für ihn zu spät. Er blieb steif sitzen.

Es war ein blonder Europäer. Ein Bart umwucherte sein Kinn. Beide Hände lagen auf der Tischplatte, die wiederum mit Papieren aller Art bedeckt war. Zahlen und Zeichnungen wechselten sich auf den Unterlagen ab. Der Mann schien zu lernen. Aus den Augenwinkeln bekam er mit, wie sich Hindor erhob und mit flüsternder Stimme entschuldigte, was dem Malaien nicht passte.

»Halt die Schnauze!«, fuhr er ihn an.

Der Matrose verstummte.

Ruhig blieb der Zweite Offizier sitzen. Über seine Lippen drang kein Laut, er wartete ab, denn nicht er wollte etwas, sondern die anderen von ihm.

Der Mann mit dem Revolver sprach. »Wir wollen nur die Schlüssel zum Laderaum haben. Alles andere ist uns egal. Hast du gehört? Die Schlüssel!«

Der Zweite Offizier behielt die Nerven. Er wollte die anderen warten und schmoren lassen. »Welchen Schlüssel meinen Sie?«

»Alle!«

»Ich habe…«

Der Malaie war es leid. Er trat vor und bewegte sein Messer nur einmal. Das allerdings reichte. Der Mann zuckte zusammen, als er den heftigen Schmerz an seiner Stirn spürte. Eine Wunde entstand und Blut drang daraus hervor. Es lief als dünner Streifen in Richtung Auge.

»Überzeugt?«

Der Verletzte nickte. Dieser brutalen Gewalt hatte er nichts entgegenzusetzen.

»Dann her damit!«

»Kann ich aufstehen?« Ein Auge hielt der Mann geschlossen. Er wollte nicht, dass Blut hineinrann.

»Wie du willst.«

Langsam drückte er sich hoch und ging auf einen kleinen Metallschrank zu, dessen Drehschloss erst in der richtigen Kombination eingestellt werden musste, damit die Tür geöffnet werden konnte. Der Mann mit dem Dolch blieb dicht hinter ihm.

Der Zweite Offizier zog die Tür auf. In den Fächern lagen die Personalakten der Besatzung, aber auch der Bund mit den zahlreichen Schlüsseln war zu sehen.

Als der Zweite Offizier ihn dem Malaien reichen wollte, riss dieser ihm den Bund aus der Hand.

Beim Umdrehen fragte er Hindor: »Du kennst dich aus?«

»Ja.«

»Bei allen Schlössern?«

»Ich glaube schon.«

Die letzte Antwort war das Todesurteil für den Zweiten Offizier, denn der Mann mit dem Messer stach zu. In seinem Gesicht regte sich auch dann nichts, als der Sterbende zusammensank, noch einmal hochschaute, bevor sein Blick brach. Tot brach er vor den Füßen seines Mörders zusammen.

Hindor begann zu zittern. Er konnte sich leicht ausmalen, welches Schicksal die beiden Männer ihm zugedacht hatten, und plötzlich fing er an zu schwitzen.

Das sah auch der Typ mit dem Revolver. »Reiß dich zusammen, sonst verlieren wir die Geduld.«

»Schon gut.« Der Matrose wischte über sein Gesicht, ohne den Schweiß allerdings abstreifen zu können.

»Vorgehen!«

Die Befehle klangen hart und kalt und Hindor musste sich danach richten.

Man übergab ihm nicht die Schlüssel, das geschah erst später, als sie den Bereich der Laderäume erreicht hatten, wo eine schwache Notbeleuchtung brannte, die soeben ausreichte, um gewisse Dinge erkennen zu können, die wichtig waren.

Auch das breite Schott, das erst geöffnet werden musste. Der Matrose versuchte es. Seine Hände zitterten zu stark, als dass er den kantigen Stempel, der als Schlüssel diente, schon beim ersten Mal umdrehen konnte. Der dritte Versuch war erfolgreich.

Die drei Männer mussten sich klein vorkommen, als sie den gewaltigen Laderaum betraten und sich auf den Schein ihrer

Taschenlampen verließen.

Der Matrose stolperte vor. Seine Knie waren weich geworden. Der Bund mit den Schlüsseln in seiner Hand kam ihm dreimal so schwer vor wie sonst und er zitterte wie Espenlaub.

Etwa in der Mitte blieben sie stehen. Umgeben von gewaltigen Paletten und riesigen Ladekisten, in denen sich Maschinenteile befanden. Hindor fragte sich, was die beiden Kerle suchten. Es musste jedenfalls etwas ungemein Wertvolles für sie sein, sonst hätten sie keinen derart brutalen Mord begangen.

Der Mann mit dem Revolver kam auf ihn zu und leuchtete ihm ins Gesicht, sodass er geblendet wurde. »Wo befindet sich der Gott?«

Im ersten Augenblick konnte Hindor nicht reden. Er war einfach zu überrascht worden. »Wieso? Welcher Gott?«

»Die Mumie des Cheng Gu?«

Da wusste Hindor Bescheid. Es gehörte gewissermaßen zu den Geheimnissen des Schiffes, dass sie außerhalb der normalen Ladung noch einen Gott oder Götzen transportierten, eben eine Mumie, die allerdings von einem steinernen Schutz umgeben war. An die wollten sie also heran.

»Nicht hier.«

»Okay, wo dann?«

»In einem anderen Raum. Er ist - er ist versteckt. Niemand sollte wissen, dass…«

»Schon gut, wir brauchen keine Erklärungen, sondern eine Führung. Geh voran!«

Der Matrose nickte. Er war ein gläubiger Mensch, der auch an die Jenseitswelten glaubte, und er wusste genau, dass er einen Frevel beging, wenn er die beiden Männer zu dieser Gottheit hinführte.

Sie war nicht für fremde Augen bestimmt, sie sollte an ein Ziel gebracht werden, das selbst die Mannschaft nicht kannte, die ihn transportierte.

»Willst du nicht?«, fragte der Malaie. Seine Messerklinge erschien im Licht des Lampenstrahls.

Noch immer klebte das Blut des Toten an dem Metall.

»Doch, aber…«

»Mach schon, mein Freund.«

Hindor nickte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehorchen, und so ging er voran.

Der Laderaum konnte durch mehrere Schotts geschlossen werden. Sie alle standen offen und die Männer mussten bis zum Ende durchgehen, um ihr Ziel zu erreichen.

Durch drei Stahlplatten war dort ein bestimmter Raum abgeteilt worden.

Zu einer Seite hin war er offen. »Ist es da?«, fragte der Malaie.

»Ja.«

»Geh vor!«

Hindor fing an zu zittern. Es war ihm unheimlich geworden. Nicht nur die Atmosphäre und die beiden Männer flößten ihm Furcht ein, es war auch das Wissen um den Frevel, den er begehen würde, denn Cheng Gu durfte in seiner Ruhe nicht gestört werden.

Unter der, Mannschaft ging das Gerücht um, dass der Gott nicht tot war. Er lag nur in einem tiefen Schlaf, aus dem er an seinem Zielort erweckt werden sollte.

Kalt strich der Revolverlauf über seinen Nacken und sorgte dafür, dass sich Hindor in Bewegung setzte. Er wollte nicht durch eine Kugel sterben, allerdings auch nicht durch die Hand des Gottes, aber den konnte er möglicherweise um Vergebung bitten.

Von den Wänden geschützt stand dort der steinerne Sarkophag. Auf dem Deckel waren die Umrisse des in dem Sarkophag liegenden Gottes nachmodelliert worden. Eine ebenfalls steinerne Figur, in einem sanften Gelbton lackiert und mit geschlossenen Augen.

»Das ist er!«, flüsterte der Matrose mit bebender Stimme. Er fürchtete sich wahnsinnig, konnte seine Hände nicht ruhig halten und strich immer wieder über seine Stirn.

Die beiden Verbrecher umgingen den Sarkophag. Sie nickten einige Male, bevor sich ihre Gesichter verzogen und sie die Hände zu Fäusten ballten.

Hindor ahnte ihre Gedanken und sprach sie auch aus. »Er ist sehr schwer, man kann ihn nicht tragen.«

»Ja«, bestätigte der Malaie, »aber öffnen.«

»Wie…?«

»Wir werden ihn gemeinsam öffnen und den komischen Gott dort herausholen.«

Der Matrose atmete sehr laut ein. »Nein, das ist ein Frevel. Das ist eine Gotteslästerung, die…«

»Es interessiert uns nicht. Wir wollen die Mumie haben. Wir haben einen Auftrag und den werden wir durchführen. Unser Volk braucht ihn. Wir werden gegen die Mächtigen kämpfen, denn wir wollen, dass die Tamilen siegen.«

»Ja, ich weiß.«

»Dann hilf uns!«

Der Matrose hob die Schultern. Er hatte noch nie in seinem Leben einen Sarg geöffnet und wusste nicht einmal, wo und an welcher Seite er damit beginnen sollte.

Deshalb umging er ihn einmal, hob die Schultern und schaute den beiden Verbrechern in die Gesichter. »Ich weiß es nicht. Ich kenne mich nicht aus, wirklich!«

»Wo ist Werkzeug? Wir werden ihn zerhacken, wenn…«

»Gar nichts werdet ihr!« Plötzlich meldete sich eine kalte Frauenstimme und ließ die drei Männer zusammenzucken.

Der Kerl mit dem Revolver fing sich als Erster. Er drehte sich auf der Stelle, suchte ein Ziel, doch das war nicht vorhanden.

Hindor war zwei Schritte zurückgegangen und hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gepresst.

Schweiß rann in seine Augen und brannte dort wie Feuer. Er spürte die Furcht, die Angst, sie drückte gegen ihn, sie umklammerte sein Herz, sie war dabei, ihn zu lähmen.

Der Kerl mit dem Revolver fing sich als Erster. Er lachte hart auf. »Wenn du ein Mensch und kein Geist bist, dann zeige dich. Wir wollen dich sehen. Wir wollen die Wahnsinnige kennen lernen, die uns etwas verbieten will.«

»Ihr werdet mich sehen.«

»Wann?«

Die unsichtbare Frau lachte. »Ich weiß, dass du darauf wartest, schießen zu können, aber das wird dir nicht gelingen. Wirf deine Waffen weg. Sofort, los!«

»Ich denke nicht daran!«

»Dann hast du die Folgen selbst zu tragen!«

Der Mann mit dem Revolver war zwar unsicher geworden, diesen Eindruck jedoch versuchte er zu überspielen. »Wenn du so sicher bist, dann zeige dich doch, verdammt!«

»Erst weg mit der Waffe! Auch der Dolch muss fallen!«

»Nein, ich…«

Da wischte etwas heran. Es war ein langer, schmaler Schatten, nicht zu identifizieren, bis zu dem Augenblick, als der schlanke Gegenstand das Ziel traf.

Dicht oberhalb des Ellbogens hatte der Pfeil den Arm des Waffenträgers durchbohrt. Für einen Moment hielt der Mann seinen Arm so, als wäre der ein Ast. Dann sah er das Blut aus der Wunde quellen und auch der Schmerz pumpte hoch bis zur Schulter.

Automatisch öffnete der Kerl seine Faust und die schwere Waffe fiel zu Boden.

Der Malaie tat nichts. Er hatte aus großen Augen zugeschaut, aber auf seinem Gesicht bildete sich eine Gänsehaut. Zudem verzogen sich die Züge in einem wahren Staunen, als sich die Person sehen ließ, die den Pfeil abgeschossen hatte.

Es war eine Frau, deren obere Gesichtshälfte von einer Halbmaske verdeckt wurde. Sie war in schwarzes Leder gekleidet, hielt eine gespannte Armbrust fast lässig in ihrer Schussposition und zielte mit der Pfeilspitze auf den totenbleichen Malaien, der kein Wort hervorbrachte und mit offenem Mund dastand.

Nur der Matrose schaffte es, eine Frage zu stellen. Er wusste

plötzlich, dass sein Leben gerettet war, und flüsterte: »Wer - wer bist du?«

»Ich heiße Shao und bin gekommen, um den toten Gott zu retten…«

***

Niemand war in der Lage, etwas mit dieser Antwort anzufangen. Den Namen Shao kannte keiner, der tote Gott allerdings war ihnen ein Begriff.

Shao nickte dem Malaien zu. »Ich habe dir gesagt, dass du dein Messer wegwerfen sollst.«

Der Mann schaute auf seinen Kumpan. In dessen rechtem Arm steckte noch immer der Pfeil. Er hielt ihn ausgestreckt und vom Körper ab, während sich seine Lippen bewegten, ohne dass er ein Wort hervorbrachte. Dafür stieß er den Atem laut und schnaufend aus.

»Wie lange willst du noch warten?«, erkundigte sich Shao. »Es ist unklug von dir.«

»Neiiinnnn!« Er drehte durch, duckte sich, sein rechter Arm zuckte vor. Er machte den Eindruck, als wollte er den Dolch schleudern, sprang aber vor, um die Klinge tief in den Körper der maskierten Frau hineinzustoßen.

Er rannte in den Pfeil.

Shao war schneller gewesen und die Aufprallwucht schleuderte den Mann zurück. Shao hatte ihn tödlich erwischt. Die Spitze war in das Herz des Mannes gedrungen, der keinen Mord mehr begehen würde.

Durch die Aktion war sie abgelenkt worden, was der Verletzte ausnutzen wollte. Er bückte sich so schnell wie möglich. Mit seiner linken Hand umschloss er den Griff des Revolvers, rollte sich auf den Rücken, hob den Arm etwas hoch und legte auf Shao an.

Traumhaft sicher bewegte sich die Frau. Es war nichts zu hören, nur die schattenhaften, zackigen Bewegungen zu erkennen, als sie den neuen Pfeil aus dem Köcher holte.

Und den schleuderte sie aus dem Handgelenk!

Er war schneller als eine Kugel. Der Mann zuckte noch einmal hoch, dann fiel er zurück und blieb bewegungslos liegen. Der Pfeil aber ragte aus seiner Kehle.

Stille breitete sich aus, die Stille des Todes. Selbst Hindor wagte kaum, Atem zu holen. Diese Nacht - die schlimmste seines Lebens - würde er nie vergessen. Sicherheitshalber riss er beide Arme hoch, doch Shao schüttelte den Kopf.

»Keine Sorge, ich werde dir nichts tun. Mir ging es um Cheng Gu, den schlafenden Gott.«

»Was - was ist mit ihm?«

»Er darf auf keinen Fall in andere Hände gelangen, nicht in die Klauen der Tamilen. Ich brauche ihn und ich werde dafür sorgen, dass

er beschützt wird. An einem bestimmten Ort werde ich dafür sorgen, dass man ihn erweckt, aber das hat dich nicht zu interessieren.«

»Ja, ich will auch…«

»Du wirst dafür sorgen, dass die Leichen der beiden Verbrecher und Mörder verschwinden.«

»Wie denn?«

»Wirf sie über Bord.«

Als Hindor erschrak, verzogen sich die Lippen der Frau zu einem Lächeln. »Keine Sorge, ich werde dir helfen. Wir schaffen sie hier weg, beschweren sie und werfen sie über Bord. Du kennst dich hier aus, wirst Draht und Eisen besorgen. Alles andere ist dann ein Kinderspiel.«

Hindor nickte. Er wollte schon gehen, doch Shaos Stimme hielt ihn zurück. »Nicht so eilig, Freund. Ich möchte dir noch einschärfen, dass du zu keinem ein Wort sagst. Es bleibt unter uns. Redest du, müsste ich dich als Verräter ansehen.«

»Ja, ich verspreche es.«

»Dann geh.«

Shao wartete. Die Schusswaffe steckte sie ebenso ein wie den Dolch. Auch die Pfeile zog sie aus den Körpern und ließ sie wieder in ihrem Köcher verschwinden.

Sie hatte hart reagieren müssen, aber diese Männer hatten es nicht anders verdient. Sie waren böse und schlimm, sie gingen über Leichen. Rücksicht war für sie ein Fremdwort.

Es dauerte nicht sehr lange, bis Hindor zurückkehrte. Er trug die rostige Eisentange unter beide Arme geklemmt. Draht hatte er ebenfalls besorgt.

Gemeinsam machten sie sich an die Arbeit. Shao ging dabei sehr nüchtern zu Werke, im Gegensatz zu Hindor, der immer noch daran glaubte, einen fürchterlichen Albtraum zu erleben…

***

Suko und ich verließen mit gesenkten Köpfen das Krankenhaus, denn positive Meldungen gab es nicht. Der Arzt hatte uns die neuesten Röntgenbilder von Glenda gezeigt und von einer zweiten Operation gesprochen, denn die Messerklinge hatte einige Knochen angegriffen und an zwei Stellen absplittern lassen.

»Wann werden Sie operieren?«, hatte ich gefragt.

»Sobald sich der Zustand der Patientin stabilisiert hat. Wann das geschehen wird, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich gehe davon aus, dass es in den nächsten Tagen geschieht. Wir jedenfalls tun unser Bestes, das können Sie mir glauben.«

»Wir haben es auch nicht in Frage gestellt. Zudem ist Miss Perkins jetzt vor Angriffen sicher, wie ich hoffe.«

»Gut. Sollte sich etwas tun, gebe ich Ihnen Bescheid.«

»Natürlich, Doktor.«
Es war schon dunkel geworden, als wir vor dem Krankenhaus standen. Suko schaute betreten zu Boden, ich blickte gegen den Himmel, als würde sich dort eine Lösung der Probleme abzeichnen, aber zu sehen waren nur die hellen Sterne, die kaum von einer Wolkendecke abgeschirmt wurden.
Sie blinkten dort um die Wette.
»Willst du noch etwas trinken gehen, John?«
»Eigentlich ja. Aber bei uns in der Nähe. Ich muss den Krankenhausgeschmack aus der Kehle spülen. Außerdem bin ich ziemlich kaputt. Der Flug von Tokio hierher hat mich geschlaucht.«
»Kann ich mir denken.«
Noch immer waren wir auf der Suche nach einer Lösung, die Nadine Berger anbetraf. Wir waren extra nach Japan geflogen, um dort einen Mann zu finden, der den Text auf dem aus Indien stammenden Palmblatt hätte entziffern können. Ja, gefunden hatten wir ihn, aber andere waren schneller gewesen. Will Mallmann war es gelungen, ihn zu einem Vampir zu machen, und mir war die Aufgabe zugefallen, ihn zu vernichten.
Noch jetzt hallte mir Mallmanns höhnisches Lachen in den Ohren und auch seine Erklärung, dass es keinen mehr geben würde - die Mönche in der Bibliothek ausgenommen -, die den Text auf dem Palmblatt entziffern konnten. Tatsache oder Wunschtraum?
Wir wussten es nicht. Wir konnten nur hoffen, dass sich Mallmann geirrt hatte. Wenn ja, wie sollten wir die Person finden, die den Text zu entschlüsseln verstand.
Wir hatten den Dienstrover auf dem Parkplatz abgestellt. Suko wollte fahren, was mir sehr recht war, so konnte ich mich mit den eigenen Gedanken beschäftigen.
Dass Dracula II wieder einen Sieg hatte erringen können, das gefiel mir überhaupt nicht. Er entwickelte sich immer mehr zu einem Supergegner, an den wir nicht herankamen, weil er uns immer einen Schritt voraus vor. Das ärgerte uns wahnsinnig. Ich kam mir allmählich vor, als würden wir von ihm und seinen Helfern ständig beobachtet, sodass diese über unsere Schritte stets informiert waren.
Der Rover schob sich durch den Londoner Abendverkehr. Er war ziemlich dicht, wir kamen nur sehr langsam voran und rollten Stoßstange an Stoßstange dahin.
Das Wetter war zu warm für Oktober. Erst für den nächsten Morgen hatten die Experten Regen und dicke Wolken vorausgesagt, dann sollte es richtig herbstlich werden, auch mit Sturm.
Wo konnten wir den Hebel ansetzen, um Nadine Berger doch noch zu retten? Es sollte eine Möglichkeit geben, sie wieder in einen Menschen zu verwandeln, allerdings musste das innerhalb eines Jahres

geschehen. Wenn die Zeitspanne überschritten wurde, war es vorbei. Da blieb sie für alle Zeiten ein Vampir.

Ich dachte hin und zurück, quer und von oben nach unten, doch ich kam zu keinem Ergebnis. Wir standen da mit leeren Händen und die Probleme waren uns über den Kopf gewachsen.

»Soll ich in die Tiefgarage fahren?«

Ich winkte ab. »Wenn du am Pub einen Parkplatz bekommst, stell ihn dort ab.«

»Mal sehen.«

Wir bekamen einen. Suko setzte den Rover zielsicher in die Lücke. Zugleich stiegen wir aus.

Der Wind hatte bereits aufgefrischt. Er wehte kühl gegen unsere Gesichter.

Zwar war der Pub nicht bis auf den letzten Platz besetzt, wir hatten jedoch Mühe, eine ruhige Ecke zu finden. Ich bestellte mir ein Bitter, Suko nahm Wasser.

Schweigend trank ich, was meinen Freund zu der Bemerkung veranlasste, dass ich nicht eben gesprächig war.

»Es gibt so Phasen, wo man sich als Verlierer fühlt. Wir haben zugeschlagen, das steht fest, aber jeder Treffer ging ins Leere. Kein Ziel, gar nichts.«

»Es muss doch eine Möglichkeit geben.«

»Wenn du Mallmann glaubst, dann nicht.«

Suko winkte ab. »Der kann sich auch irren. Vielleicht hat er nur geblufft.«

»Als letzte Chance bleiben die Mönche im Kloster.«

»Klar, John, alles wunderbar. Nur frage ich dich, wie du sie davon überzeugen willst, dass sie den Text einem Fremden gegenüber entziffern und nicht der Person, für den er bestimmt ist. Da müssten sie von ihren Prinzipien abweichen.«

Ich trank einen Schluck Bier. »Dass ich mit Gewalt nichts erreiche, weiß ich selbst, aber da könnte es noch eine andere Möglichkeit geben.«

»Welche denn?«, flüsterte er mir über die Theke hinweg zu.

»Mein Kreuz.«

Suko staunte, fragte aber nicht weiter, weil in unserer Nähe zwei Frauen gellend lachten.

»Pass auf, Suko. Auf dem Kreuz befindet sich auch die Heilige Silbe AUM. Ich will damit nicht andeuten, dass ich etwas Besonderes bin, aber in diesem speziellen Fall müsste ich die Mönche dort darauf hinweisen. Denn welcher Nicht-Inder darf schon diese heilige Silbe aussprechen? Da wird es außer mir kaum jemand geben, meine ich.«

Suko nickte. »Da könntest du Recht haben.«

»Deshalb möchte ich eigentlich noch einmal nach Bangalore und in

die Bibliothek.«

Mein Freund legte die Stirn in Falten. Als er nach seinem Glas griff, seufzte er. »Ich weiß nicht, ob du diese Reise genehmigt bekommst. Ich will nicht meckern, aber große Erfolge haben wir in der letzten Zeit nicht erringen können.«

»Zumindest haben wir die Totenstadt von Zombies befreit.«

»Das ist auch alles.«

Ich ärgerte mich. »Verdammt, sei doch nicht so destruktiv.«

»Bin ich überhaupt nicht. John, ich denke nur nach und versuche, mich in die Lage unseres lieben Sir James hineinzuversetzen.«

»Sollte er sich anstellen, fahre ich eben auf eigene Kosten.«

»Plus Urlaub, was?«

»Auch das.«

Suko lachte, ich trank mein Glas leer und schlug vor, den Pub zu verlassen.

»Weshalb?«

»Weil ich keine Lust mehr habe. Außerdem möchte ich schlafen, und zwar im eigenen Bett und nicht in einem Flugzeugsessel in der Touristenklasse.«

»Kann ich sogar verstehen.« Suko winkte dem Wirt zu. »Betrachte dich als eingeladen.«

»Danke.«

Die Luft tat uns beiden gut. Nebeneinander schlenderten wir her, beide mit den eigenen Gedanken beschäftigt, die sich jedoch um dasselbe Thema drehten.

Der Hausmeister grüßte lautstark durch die leere Halle, als wir zum Lift gingen. Wenig später hatte uns die Kabine in die zehnte Etage geschossen.

»Dann bis morgen, Alter«, sagte ich und ging auf meine schmale Wohnungstür zu.

»Okay, schlaf gut und träume von Indien.«

»Ebenfalls.«

Ich war ziemlich kaputt und freute mich darauf, endlich schlafen zu können. Dabei hoffte ich auch, von Alpträumen verschont zu bleiben…

***

Sukos Apartment lag nebenan. Der Inspektor schloss die Tür auf, gähnte und betrat den schmalen Flur. Die Wohnungen in diesem Haus glichen sich wie ein Ei dem anderen, was ihn aber nicht störte. Er betrachtete sie sowieso nur als eine Schlafstätte, denn oft genug waren er und sein Freund John Sinclair unterwegs.

Seine Kleidung stank nach Kneipe. Der Geruch würde erst später weichen, deshalb ließ er die Sachen auch im Flur liegen. In der

Unterwäsche betrat er den Wohnraum, machte dort Licht und ging anschließend in das kleine Bad.

Für eine Dusche war noch immer Zeit.

So wie Gott ihn erschaffen hatte, blieb Suko inmitten des kleinen Raumes stehen. Er betrachtete sich im Spiegel und hatte das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte.

Nicht mit ihm selbst, nein, es kam ihm vor, als hätte sich die Umgebung verändert, und darüber dachte er nach. Beim Eintreten hatte er keinerlei Veränderungen feststellen können, auch hier im Bad sah er nichts, das Unbehagen aber blieb.

Er nahm ein Handtuch, wickelte es um seine Hüften und verließ das Bad.

Im Schlafraum war es dunkel. Niemand hielt sich dort auf. Es waren keine fremden Spuren zu sehen und Suko zog sich wieder kopfschüttelnd zurück. Er war überzeugt, dass er allmählich anfing zu spinnen.

Dann betrat er das Bad, stellte das Duschwasser ziemlich heiß und ließ die Strahlen auf seinen Körper prasseln. Anschließend duschte er kalt, sodass er sich vorkam wie in einem Eiskeller. Die Wärme kam von allein zurück. Eingehüllt in seinen flauschigen Bademantel schlenderte Suko in Richtung Schlafzimmer. Unterwegs fiel ihm ein, dass es noch etwas früh war, um ins Bett zu gehen, deshalb setzte er sich vor die Glotze und schaltete sie ein.

Er wollte die Nachrichten mitbekommen und auch erfahren, ob sich etwas in der Golfregion getan hatte. Es hatte sich nichts verändert, außer dass Großbritannien Truppen aus Germany abzog und diese in die Golfregion verlegte.

Suko gab zu, dass er nicht in der Haut der Soldaten stecken wollte, aber sein Job war auch hart genug.

Von seinem Platz aus konnte er nicht nur den Bildschirm beobachten, sondern auch die Schlafzimmertür im Auge behalten. Und dort tat sich etwas.

Suko hatte sie nicht geschlossen, das wusste er. Sie stand spaltbreit offen, aber nicht so weit wie jetzt. Und sie bewegte sich. Von innen her wurde sie geöffnet.

Mit einem Druck auf die Taste der Fernbedienung schaltete der Inspektor die Glotzkiste aus. Er wollte sich auf die Tür konzentrieren und entdeckte plötzlich die schmale Hand, die sich um den Rand wand.

Wie die Hand einer Frau.

Und es war eine Frau, denn einen Moment später zog die Person die Tür bis zur Grenze hin auf und blieb auf der Stelle stehen.

»Shao!« Suko konnte nicht anders, er musste den Namen seiner Partnerin einfach laut ausrufen, dann schnellte er hoch und lief auf sie

zu. Shao kam ihm schon entgegen. Sekunden später lagen sich beide in den Armen. Er presste die junge Frau an sich, als wollte er sie nie mehr loslassen.

Dann löste er ihre Maske, weil er das Gesicht sehen wollte, bevor er es mit seinen Küssen bedeckte.

Shao wehrte sich nicht. Wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an ihn und zog ihn in das Schlafzimmer hinüber, wo sie sich rücklings auf das Bett fallen ließ.

Suko brauchte sich nur den Bademantel abzustreifen und bei Shao ging es ebenfalls sehr schnell.

Was in den nächsten Minuten und auch in der folgenden Stunde zwischen den beiden geschah, war einzig und allein ihre Sache, aber sehr, sehr menschlich.

Irgendwann verließen sie das Schlafzimmer. Shao trug eine von Sukos Schlafanzugjacken, die ihr bis zu den Oberschenkeln reichte. Lächelnd kuschelte sie sich in eine Ecke der Couch. Sie hatte so gar nichts Kämpferisches mehr an sich und war nur noch Frau.

Nebeneinander saßen sie, als Suko fragte: »Würde es dir nicht gefallen, wenn du das immer haben könntest?«

»Sicher.«

»Dann löse dich.«

»Nein, Suko, es geht nicht. Solange Amaterasu noch gefangen ist, muss ich ihre Aufgabe übernehmen. Das ist nun mal so, daran kommen wir nicht vorbei.«

»Okay, ich frage nicht weiter.«

Zuerst strich sie mit dem Zeigefinger über Sukos Kinn, dann über seinen Hals. »Fragst du dich denn gar nicht, weshalb ich zu dir gekommen bin?«

»Das traue ich mich nicht.«

Sie lachte leise. »Kann ich mir denken, und ich muss dir sagen, dass es mir gut tut, wenn ich dich sehe, aber es gibt tatsächlich noch einen anderen Grund.«

Suko drückte den Kopf zurück und schaute gegen die Decke. »Ich frage nicht, du wirst ihn mir nennen.«

»Ja, er hängt mit dir, John und euren Problemen zusammen. Weißt du nun Bescheid?«

»Sorry, nicht genau.«

»Muss ich konkreter werden?«

»Darum bitte ich.«

»Gut.« Sie strich über Sukos Brust und sprach dann Worte aus, die den Inspektor noch mehr elektrisierten als das Spiel der Finger. »Es geht um eine Bibliothek in Indien, um ein Palmblatt, auf dem das, Schicksal einer bestimmten Person festgehalten ist.«

»Nadine Berger!«

»Richtig.«

Zuerst schrak Suko zusammen, dann schluckte er und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Woher weißt du davon?«

»Es blieb mir nicht verborgen. Du weißt, dass ich mich in anderen Dimensionen aufhalte. Dort bewege ich mich mit offenen Augen. Vor allen Dingen dann, wenn es um eine Magie geht, die den gewaltigen Erdteil Asien betrifft und dessen Länder. Es spielt nicht einmal eine Rolle, ob diese Magie indischen, japanischen oder chinesischen Ursprungs ist. Sie alle haben vor langer Zeit eine Basis, eine Quelle gehabt, aus der sie entsprungen sind, und es gibt zahlreiche Verbindungen, die man nicht zerstören konnte. Das schafften weder die Menschen noch die Zeit.«

»Richtig«, flüsterte Suko. »Aber was hat das alles mit unseren neuen Problemen zu tun?«

»Einiges, wie ich annehme.«

»Kannst du nicht konkret werden?«

»Doch, deshalb bin ich hier. Du suchst nach einer Person, die in der Lage ist, die Schrift auf dem Palmblatt zu entziffern. Stimmt das?«

»Sicher, aber es gibt keine.«

»Wer sagt das?«

»Mallmann!«

Shao schaute Suko beinahe spöttisch an. »Glaubst du ihm? Ist er unfehlbar?«

»In diesem Falle beinahe. Wir haben alles versucht, die Spuren zu finden, aber auch die Letzte istabgeschnitten worden. In Japan, nahe Kyoto, in der verdammten Totenstadt.«

»Das war die letzte Spur?«

»Davon gehe ich aus.«

Shao strich ihre schwarze Haarpracht zurück. »Nein, Suko, nach der letzten gibt es immer noch eine allerletzte Möglichkeit, wie ich jedenfalls meine.«

Er war wie elektrisiert. »Und die kennst du, Shao? Bist du deshalb gekommen?«

»Auch. Es ist nicht einfach, Suko.«

»Meine Güte, was ist bei uns schon einfach? In unserem Job läuft nie etwas nach den Regeln ab. Glenda liegt schwer verletzt im Krankenhaus, Nadine Bergers Schicksal scheint besiegelt zu sein, wir alle stehen unter Druck…«

»Und da komme ich und biete dir die Lösung an.«

»Noch weiß ich von nichts.«

»Stimmt, Suko. Ich möchte dich auch zuvor fragen, ob du gewillt bist, eine Reise zu unternehmen.«

»Wieder weg?«

»Ja.«

»Wohin denn?«
»Eine Reise mit dem Schiff«, murmelte Shao. »Eine, wie ich meine, sehr wichtige Reise.«
»Mit John?«
»Das wäre noch besser.«
Suko hatte bisher noch nicht gefragt, wohin die Reise gehen sollte, er musste zunächst einmal über den Vorschlag an sich nachdenken. Shao griff nach ihrem Glas.
»Erzähle mir mehr«, bat er.
Sie drückte sich wieder zurück. »Sagt dir der Name Cheng Gu etwas?«
Suko überlegte, bis er den Kopf schüttelte. »Tut mir Leid, damit kann ich nichts anfangen.«
»Es ist eine Gottheit, die sowohl von den Chinesen als auch von den Indern verehrt wird. Allerdings mehr von den Völkern, die im Norden Indiens leben, wo sie mit der tibetanischen und der chinesischen Mystik zusammentrafen.«
»Akzeptiert, Shao. Was bedeutet das für mich oder für Nadine Berger?«
»Dass dieser Cheng Gu ihr helfen kann.«
»Wunderbar.« Suko rieb seine Hände. »Dann wäre ja alles klar, meine ich.«
»Nicht so ganz.«
Er lächelte. »Der Haken kommt noch?«
»Leider und er ist ziemlich groß. Der Gott befindet sich in einem tiefen Schlaf. Er muss erst erweckt werden. Dann ist er in der Lage, das Palmblatt zu entziffern.«
Suko sagte nichts und ließ sich das Gehörte zunächst durch den Kopf gehen. Ein paar Mal räusperte er sich, wollte eine Frage stellen, doch ihm fielen die richtigen Worte nicht ein. Schließlich kam er auf die Kreuzfahrt zu sprechen.
»Was hat sie mit Cheng Gu zu tun?«
»Sehr viel, denn er befindet sich auf einem Schiff.«
»Auf das wir zusteigen können?«
»Daran habe ich gedacht.«
»Ist doch alles klar, Shao.«
»Leider nicht. Es gibt eine Gruppe von Tamilen, die ihn ebenfalls erwecken wollen. Sie glauben, dass er ihnen Kraft geben wird, um einen bestimmten Kampf endlich zu einem für sie gerechten Ende bringen zu können. Und diese Leute gehen über Leichen, wie ich selbst erfahren musste, als ich den schlafenden Gott beschützte und vor einer Entführung bewahren konnte.«
»Jetzt wird es kompliziert.«
Shao lächelte dünn. »Nein, nicht direkt, wenn es uns oder euch

gelingt, rechtzeitig genug auf das Schiff zu gelangen. Merke dir einen Namen. Der Mann heißt Hindor und ist informiert. Er kennt auch mich. Ich habe mich ihm gezeigt.«

»Wann können wir an Bord?«

»Das Schiff befindet sich längst auf dem Meer. Es hat in Karachi, Pakistan, abgelegt. Zielort ist Colombo, die Hauptstadt von Sri Lanka. Aber, und das ist der Vorteil, es legt unterwegs an. Wichtig ist der Dreitagestopp in Bombay.«

»Dann können wir dort zusteigen?«

»Das hatte ich gedacht.«

»Und wie heißt der Kahn?«

»Es ist die Pacific Star. Sie läuft unter indischer Flagge und ist ein Schiff der gehobenen Klasse, kein absoluter Luxus, aber man kann es gut aushalten.«

»Wer sind die Passagiere?«

»Amerikaner, Europäer, was du willst. Jedenfalls Menschen, die die Welt kennen lernen wollen.«

Suko schabte über sein Kinn, bevor erden Kopf schüttelte. »Das ist ein Ding. Du erscheinst hier und bietest Lösungen an, auf die ich nie im Leben gekommen wäre. Und John auch nicht.«

»Ich habe euch beobachten können, ich war über vieles informiert.«

»Dann hätte ich eine Frage, Shao. Könntest du nicht versuchen, den Text zu entschlüsseln?«

»Das glaube ich nicht.«

Suko sprang hoch. »Glauben heißt nicht wissen. Ich werde John Sinclair wecken, damit er kommt und uns das Palmblatt bringen kann.«

»Setzt eure Hoffnungen nicht zu hoch.«

»Nein, nein, keine Sorge.« Suko hatte bereits zum Telefon gegriffen und war froh, dass er wieder einen Silberstreif am Horizont erblickte…

***

Ich war noch immer müde und konnte es auch nicht so recht glauben, dass uns Shao tatsächlich eine Lösung angeboten hatte. Aber ich stand in Sukos Wohnung und schaute sie an.

Shao lachte zu mir hoch. »John, du siehst aus wie jemand, der nicht weiß, was er ist.«

»So komme ich mir auch vor.«

»Keine Sorge, wir kriegen das in den Griff.«

»Dann versuche erst einmal die Schrift zu entziffern. Danach reden wir weiter.« Ich hatte das Palmblatt aus der Tasche geholt und es auf den Tisch gelegt.

Um es vor äußeren Einflüssen zu schützen, klemmte es zwischen

zwei Acrylglashälften, die durch vier Schrauben zusammengehalten wurden. Als ich sie vorsichtig lösen wollte, winkte Shao ab.

»Nein, John, bitte nicht. Ich sehe es mir erst einmal an.«

»Wie du willst.«

Shao hob die Platte vorsichtig an. Ich ließ mich in einen Sessel sinken. Suko saß neben seiner Partnerin auf der Couch, wo sich ihre Knie an den Außenkanten berührten. Über die kleine Geste musste ich lächeln, sie war auch verständlich.

Shao schaute sehr genau hin und auch sehr lange. Sie ließ sich Zeit, wollte nichts verkehrt machen, ich kannte sie gut genug. Sie war sich ihrer Verantwortung sehr wohl bewusst und würde nur einen Kommentar abgeben, wenn sie sich sicher war, nichts Falsches zu sagen.

Als sie etwas zweifelnd den Kopf wiegte, war Suko es, der eine Frage stellte. »Hast du…?«

»Nein, habe ich nicht. Aber ich werde den Eindruck nicht los, dass es sich hier um Runen handelt. Altindische Runen und keine germanischen. Eine Schrift, die wohl kaum noch jemand kennt, weil sie erstens so alt und zweitens sehr kompliziert ist. Selbst beim Einsatz eines Computers würde es Monate dauern, bis Teilergebnisse vorhanden sind.«

»Daran haben wir auch gedacht«, sagte ich. »Aber so viel Zeit bleibt uns nicht.«

Shao nickte nur und konzentrierte sich wieder auf das eng beschriebene Blatt. Einige Male strich sie über ihre Stirn, murmelte etwas, dann legte sie die Scheibe zur Seite.

»Was ist?«, fragte Suko.

»Nichts! Ich schaffe es nicht. Es ist mir nicht einmal möglich, Fragmente zu erkennen. Ich habe diese Zeichen oder diese Buchstaben noch nie zuvor gesehen.«

»Aber Cheng Gu doch - oder?«

»Davon gehe ich zumindest aus.«

»Wer ist Cheng Gu?«, wollte ich wissen.

Suko erklärte es mir in Stichworten und er erzählte auch von der Pacific Star, einem Kreuzfahrtschiff, mit dem wir fahren sollten.

»Wo legt es denn an?«

»In Bombay!«

Ich verschluckte mich beinahe bei dieser Antwort, bekam danach einen mittelschweren Hustenanfall und schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht wahr sein! Schon wieder Indien.«

»Es ist eure Chance.«

»Und du bist sicher, Shao, dass sich der schlafende Gott auf dem Schiff befindet?«

»Sonst wäre ich nicht hier. Außerdem habe ich seinen Sarkophag

selbst gesehen und ihn gegen verbrecherische Tamilen verteidigt, die ihn ebenfalls in die Hände bekommen wollen.«

»Jetzt weiß ich gar nichts mehr.«

Shao und Suko klärten mich gemeinsam auf. Ich zog danach das Fazit. »Wir müssen also damit rechnen, dass wir auf irgendwelche Fanatiker treffen werden.«

»Nein, John, nicht mehr«, beruhigte mich Shao. »Ich habe den Angriff abwehren können.«

»Und es sind keine mehr in der Zwischenzeit an Bord gegangen?«, erkundigte ich mich voller Misstrauen.

»Du kannst dich darauf verlassen.«

»Na ja, es bleibt mir ja nichts anderes übrig.« Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Stellt euch vor, dass sich Mallmann geirrt hat. Das wäre ja - Himmel, das wäre kaum zu fassen. Ich würde glatt ein Tänzchen machen.«

»Und es besteht eine Chance für Nadine«, sagte Suko.

»Das ist noch nicht sicher. Wir hoffen es, rechnen damit. Dass wir sie tatsächlich befreien können, daran kann ich jetzt noch nicht glauben. Wir müssen abwarten.«

»Und wann könnt ihr fliegen?«, fragte Shao.

»Das hängt vom Flugplan ab und von einer Größe namens Sir James Powell. Auf dessen Augen bin ich gespannt, wenn er hört, wohin uns die Spur wieder führt.«

»Glaubt er euch denn nicht?«, fragte sie.

»Das wissen allein die Götter.«

***

Augen hatte er tatsächlich gemacht. So weit und groß wie nur eben möglich.

Aber Suko und ich hatten nicht locker gelassen. So war Sir James nichts anderes übrig geblieben, als zähneknirschend zuzustimmen und die Dienstreise zu genehmigen.

Zum Abschluss hatte er noch davon gesprochen, dass wir ja eine Filiale von Scotland Yard in Indien eröffnen könnten. Er würde dabei auch gern auf unsere Berichte verzichten.

»Wir werden es uns überlegen, Sir.«

Und wieder jetteten wir hinein in die andere Zeitzone. Abermals bekam ich die Müdigkeit zu spüren, aber ich machte es richtig und verschlief die meiste Zeit des Flugs.

In Bombay kamen wir uns fast vor wie zu Hause. Da das Schiff nicht ausgebucht war, konnten wir noch eine Zweierkabine ergattern und sogar nach der Landung direkt an Bord gehen.

Ein Taxi brachte uns zum Hafen, in einen orientalischen Wirrwarr hinein, der einfach zu intensiv für die Sinne eines normalen

Mitteleuropäers war. Mir erging es jedenfalls so. Ich wusste kaum, wohin ich noch schauen sollte.

Die Pacific Star ankerte in dem Teil des Hafens, wo keine Industriegüter abgefertigt wurden und wo es dementsprechend ruhiger war. Suko und ich kannten den Routenplan. Erst in mehr als zwei Stunden sollte das Schiff auslaufen. Das erste Ziel war Colombo.

Ich war gespannt auf die Fahrt und vor allen Dingen auf den Sarkophag mit dem schlafenden Gott.

Den würden wir bewachen wie unsere eigenen Brieftaschen. Nichts sollte uns dabei in die Quere kommen und von irgendwelchen Fanatikern war auch nicht mehr die Rede.

Durch ein Gewirr von Lagerstraßen, Gassen und Gässchen brachte uns der Fahrer ans Ziel. Vor uns lag der Kai, über dem zahlreiche Vögel auf der Suche nach Nahrung schwirrten.

Den Fahrpreis hatten wir schon zu Beginn der Fahrt vereinbart. Ihn zahlte ich und keine Rupie mehr, was dem Driver trotzdem ein breites Grinsen entlockte. Sicherlich hatte er uns auch so übers Ohr gehauen. Er dampfte so schnell ab, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

Wie ein helles, großes, schwimmendes Haus lag das Schiff am Kai, festgehalten von mächtigen Trossen. Passagiere entdeckten wir nicht, dafür bewegten sich die Mitglieder der Mannschaft über die Decks. Einige schauten über die Reling hinweg. Wahrscheinlich hatten sie auch uns längst entdeckt.

Wir mussten über eine Gangway gehen. Von Shao wussten wir, dass die Besatzung gemischt war.

Praktisch alle Hautfarben waren vertreten.

Der Kapitän stammte aus Schottland. Er hieß McDuncan. Unter dem Mord an seinem Zweiten Offizier hatte er sehr gelitten. Ersatz für diesen Mann war bereits eingetroffen.

Die Planken schwankten trotz allem ein wenig, als wir sie hochstiegen und an einer Absperrung gebildet durch eine helle Kette - stehen blieben.

Ein braunhäutiger Offizier trat auf uns zu, grüßte und erkundigte sich nach unseren Wünschen.

Wir zeigten ihm die Tickets.

»Sie sind die neuen Gäste. Willkommen an Bord.« Er trat zur Seite, damit jemand herbeikommen und die Kette lösen konnte.

Wir betraten eines der großen Decks und stellten als Erstes fest, wie blitzsauber alles war. Hier hielt man stark auf Ordnung und Disziplin, kein Fehler.

Ein Stewart in schneeweißer Uniform erschien, nahm sich unseres Gepäcks an und führte uns zu einem Lift.

Unsere Kabine lag im Unterdeck und nicht in der ersten Klasse. Das hätte der Yard nie bezahlt.

Trotzdem sah der Gang, durch den wir schritten, ziemlich nobel aus. Wenn jemand seekrank wurde, konnte er sich an den beiden Geländern abstützen.

Wie gesagt, die Kabine gehörte nicht zur Luxusklasse, war auch recht eng, aber sie hatte einen entscheidenden Vorteil.

Sie lag außen. Durch ein viereckiges Fenster konnten wir auf das Meer schauen.

Lächelnd und sehr freundlich erkundigte sich der Steward nach unseren Wünschen.

»Danke, es ist alles in Ordnung.«

»Eine Frage«, sagte Suko. »Bitte, Sir.«

»Auslaufen sechzehn Uhr - bleibt es dabei?«

»Ja.«

»Danke sehr.«

Der Knabe verschwand, ich setzte mich auf das Bett und fand, dass die Matratze zu weich war. Sukos Liegestatt stand im rechten Winkel zu meiner. Zwischen beiden Betten war Platz für einen viereckigen Tisch, zwei kleine Sessel und einen stummen Diener, wo wir die Kleidung aufhängen konnten.

Ich schaute in das Bad. Es war mehr eine Kammer, in der man sich kaum drehen konnte. Aber die Dusche funktionierte, hoffentlich auch die Toilette.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Suko, als ich die Tür zum Bad wieder hinter mir schloss.

»Wir werden jemanden suchen.«

»Unseren Freund Hindor.«

»Ob er ein Freund ist, weiß ich nicht. Jedenfalls möchte ich gern mit ihm sprechen.«

Suko hatte bereits seinen Arm ausgestreckt und auf den hellen Knopf einer Klingel gedrückt.

Es dauerte nicht einmal eine halbe Minute, da klopfte es und der dunkelhäutige Stewart stand auf der Schwelle. Er trug ein Namensschild am Revers.

»Bitte, kommen Sie herein, Eric!«

»Danke sehr.«

»Nehmen Sie Platz, bitte.«

»Sorry, aber ich möchte lieber stehen bleiben.«

»Auch gut.« Ich räusperte mich. »Kennen Sie die Namen Ihrer Kollegen, Eric?«

»Fast alle, Sir.«

»Wie steht es mit Hindor?«

Er hob seine sehr dunklen Augenbrauen, räusperte sich und deutete ein Nicken an. »Hindor ist mir bekannt. Er ist einer aus der Mannschaft, ein Matrose.«

»Befindet er sich zufällig an Bord?«, fragte Suko.

»Ich glaube schon.«

»Können Sie uns, zu ihm führen?«

Eric war es nicht recht. Er räusperte sich und wand sich wie ein Wurm. »Eigentlich nicht, Sir. Das heißt, ich müsste einen der Offiziere informieren oder fragen, ob es gestattet ist. Es ist normalerweise nicht üblich, dass Passagiere und Mannschaften ein vertrautes Verhältnis haben. Verstehen Sie mich nicht falsch, aber…«

Ich lächelte ihn an. »Sie könnten bei uns eine Ausnahme machen. Noch ist niemand da. Sicherlich wird er einige Minuten Zeit finden. Meinen Sie nicht auch?« Ich spielte mit einem kleinen Dollarschein und der Steward nickte.

»Ich werde es versuchen.«

Den Schein nahm er mit, als er die Kabine verließ. Suko hob die Schultern. »Alles hat seinen Preis. Umsonst bekommst du nichts. Nicht mal eine Beerdigung.«

»In Indien schon. Da kannst du verbrannt werden.«

»Darauf verzichte ich.« Er trat an das Fenster und schaute hinaus. Viel zu sehen gab es nicht, weil ihm die hohen Bordwände der anderen Schiffe einen Großteil der Sicht nahmen.

»Ich hoffe ja nur, dass dieser Matrose seinen Mund aufmacht und nicht vor Zittern vergeht.«

»Zur Not hilft ein Schein«, sagte ich. »Schon möglich.«

An das Klopfen mussten wir uns erst gewöhnen. In diesem Fall freuten wir uns darüber, denn der Steward brachte den Matrosen mit. Der wiederum machte keinen glücklichen Eindruck, als er uns sah.

Ich ging auf die beiden zu. Als Eric etwas sagen wollte, bedankte ich mich bei ihm.

»Dann brauchen Sie mich nicht mehr, Sir?«

»So ist es.«

Er verbeugte sich und verschwand ziemlich schnell. Wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat.

Hindor trug eine dunkle Leinenhose und dazu ein helles Hemd. Er war noch jung. Das Haar hatte eine natürliche schwarze Farbe. Seine Pupillen sahen aus wie dunkle Perlen. Bisher hatte er kein Wort gesprochen und ich nickte Suko zu.

Mein Freund stellte uns vor, was Hindor schweigend zur Kenntnis nahm. Dann sprach der Inspektor den Kernpunkt an. »Ich soll Ihnen die besten Grüße von Shao ausrichten.«

Auf dem Stuhl sitzend beobachtete ich Hindor. Bei der Erwähnung des Namens schrak er zusammen, zeigte auch Unsicherheiten und hob die Schultern.

»Sie kennen Shao doch?«

»Nun ja…«

»Die hat Ihnen das Leben gerettet«, sagte Suko. Er fing an, sie zu beschreiben, um dem Matrosen mehr Sicherheit zu geben. Hindor taute sichtlich auf, war plötzlich erleichtert.

Suko redete auch weiterhin auf ihn ein. Er sprach davon, dass Shao uns geschickt hatte und wir gekommen waren, um uns mit Cheng Gu zu beschäftigen.

Der Matrose wich zurück. Es war ihm anzusehen, dass er Angst hatte. Schließlich gab er einen kurzen Kommentar ab. »Der schlafende Gott muss in Ruhe gelassen werden. Niemand soll an ihn heran. Er ist für viele heilig.«

»Das werden wir akzeptieren. Wir wissen, dass es seinetwegen schon Tote gegeben hat. Sie kennen sich hier aus, Hindor. Deshalb möchten wir Sie bitten, uns den Gott zu zeigen.«

Mein Vorschlag fiel auf keinen fruchtbaren Boden. Hindor sah aus, als wollte er fortlaufen. Schließlich streckte er die Arme aus und bewegte abwehrend seine Hände. »Das kann ich nicht machen. Ich will da nicht mehr hin.«

»Wir wollen nur den Weg wissen«, sagte Suko. »Zeigen Sie ihn uns. Das ist alles.«

»Ich habe zu tun, ich…«

»Das wissen wir.« Mein Freund sprach mit ruhiger Strome. »Es hängt aber viel von Ihnen ab, Hindor. Sie sind jetzt derjenige, auf den es ankommt. Der schlafende Gott ist wichtig, das wissen wir. Er hat eine bestimmte Funktion zu erfüllen, er…«

»Bitte, ich kann nicht. Wenden Sie sich an die Offiziere.«

»Nein, Sie sind unser Vertrauter. Denken Sie an Shao, sie hat uns geschickt.«

Wir konnten beide seine Zweifel verstehen. Auch ich hätte Bedenken gehabt, wenn plötzlich zwei wildfremde Personen aufgetaucht wären, um mich zu irgendeiner Sache zu zwingen.

Er überlegte hin und her, schaute sich dabei um, als könnte er einen Ausweg entdecken. Suko kam noch auf Shao zu sprechen, die ihn uns ans Herz gelegt hatte.

»Sie hat mein Leben gerettet«, sagte Hindor, der Suko schon verstanden hatte.

»Das stimmt.«

»Gut, ich werde Ihnen helfen. Aber nur dieses eine Mal. Und zu keinem ein Wort.«

»Wir werden schweigen wie die Gräber.«

»Wer seid ihr denn? Händler?« Er rechnete wohl damit, dass wir irgendwelche Dinge verkaufen wollten.

»Nein, keine Händler. Wir sind Menschen wie du und ich. Wir wollen, dass alles im Lot bleibt.«

Mit dieser meiner allgemeinen Antwort musste er sich zufrieden

geben.

»Wir müssen uns beeilen. Vor dem Auslaufen und der Rückkehr der Passagiere gibt es Hektik…«

»Gehen wir!«, sagte Suko. Er öffnete für uns die Tür und verließ die Kabine als Letzter.

Es war gar nicht schlecht, dass wir eine Besichtigung unternahmen. Dazu gingen wir nicht die bequemen Wege, Hindor kannte gewisse Abkürzungen und ließ es auch nicht zu, dass wir in die Lifts stiegen, die die einzelnen Decks miteinander verbanden.

Die Wohnlichkeit verschwand natürlich in der Tiefe des Schiffes. Hier im Bauch wirkte alles grau in grau. Die gewaltigen Lagerräume waren durch Schotts voneinander abgetrennt, über Stege, Plattformen und Leitern näherten wir uns dem eigentlichen Ziel.

Zum Glück hielt sich niemand hier unten auf. Die Ladung war festgezurrt worden und auch die in Bombay aufgenommenen Teile standen längst auf ihren Plätzen.

Wir kamen uns klein vor im Vergleich zu den gewaltigen, hohen, containerähnlichen Kisten.

Hindor war ein guter Führer. Schlangengleich huschte er voran und fand seinen Weg. An einigen Stellen brannte die Notbeleuchtung, sodass wir auf unsere Lampen verzichten konnten.

Als er stehen blieb, stoppten auch wir unsere Schritte. »Ich gehe nicht mehr weiter.«

»Sind wir denn da?«, fragte Suko.

»Fast.«

Wir standen im Schein einer Lampe. Das Licht floss auch auf Hindors Gesicht und ließ es rötlich erscheinen. Er deutete mit dem rechten Arm nach vorn. Etwas umständlich erklärte er uns den Ort, wo wir den schlafenden Gott finden konnten.

»Warten Sie hier?«

»Nein.« Er schüttelte hastig den Kopf. »Ich muss wieder zurück. Ich werde mich umziehen, denn ich habe Dienst im Maschinenraum. Es ist sowieso schon fast zu spät. Den Rückweg müssen Sie allein finden. Vielleicht sehen wir uns noch.« Er rannte weg, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her.

Suko steckte voller Tatendrang. »Dann werden wir den Schläfer mal besuchen.«

Jedenfalls hatte uns Hindor den Weg gut beschrieben. Wir fanden die Stelle auf Anhieb.

Von drei Seiten war der schlafende Gott geschützt. Trennwände nahmen uns die Sicht. Allerdings war die Lücke zwischen ihnen groß genug, um uns beiden Platz zu geben.

Wir hätten hier zwar die Beleuchtung einschalten können, verzichteten aber darauf und schalteten unsere Lampen an, deren

dünne Strahlen sofort ein Ziel fanden.

»Da ist er!«, flüsterte Suko. Der Sarkophag schimmerte in einem dunklen Goldton. Wenn die Figur den Gott darstellen sollte, dann musste er ein mächtiges Wesen sein mit einem gewaltigen Kopf versehen und einer ausgeprägten Gesichtsform.

Seine Nase stach wie ein dicker Klumpen in die Höhe, der leicht gebogen war und mich an einen Hügelrücken erinnerte. Ein breiter Mund, beinahe schon ein Maul, nahm die untere Gesichtshälfte ein. Die Augen standen vor, als würden sie aus den Höhlen quellen. Diese Art von Figuren war eben typisch für die asiatische Kunst. Ähnliche fand man oft in den zahlreichen Tempeln, Pagoden und Gebetsstätten vor.

Während ich stehen blieb, umrundete Suko den Sarkophag. Hin und wieder bückte er sich, wahrscheinlich suchte er nach einem Verschluss oder Schloss, was allerdings nicht zu sehen war, wie er mir beim Aufrichten bekannt gab.

»Wenn, dann müssen wir den Deckel wohl zur Seite schieben.«

Suko klopfte gegen ihn, es hörte sich dumpf an. »Oder einen Kran kommen lassen.«

Ich enthielt mich einer Antwort und suchte nach Spuren. Auf dem Boden zeichneten sich welche ab, auch Shaos Abdrücke mussten dabei sein.

»Jedenfalls haben wir ihn jetzt«, sagte ich. »Das Palmblatt ist auch vorhanden, fehlt uns nur noch der Weg, um ihn aus dem Schlaf zu holen.«

Über die Länge des Sarkophags hinweg schaute mich Suko an. »Es wird nicht einfach sein. Ich glaube nicht, dass du hingehen und ihm sagen kannst: ›Los, steh auf!‹«

»Stimmt.«

Mein Freund lächelte. »Ich verlasse mich dabei auf Shao. Sie hat uns versprochen, einzugreifen, wenn wir nicht weiterkommen. Jedenfalls wissen wir jetzt, wo er steht.«

»Versuch es mal.«

»Was?«

»Den Deckel zu schieben.«

Suko runzelte die Stirn. Viel hielt er von meinem Vorschlag nicht. Auch ich glaubte nicht daran, dass wir einen Erfolg erzielen würden, doch wir ließen es darauf ankommen. Mein Freund stellte sich neben mich, dann schoben wir zugleich.

Es war eine Quälerei. Wir setzten all unsere Kraft ein, wir stemmten uns mit den Schuhsohlen vom Boden ab, wir taten alles, um den Deckel in Bewegung zu setzen, doch es gelang nicht.

Nur unser Kreislauf geriet in heftige Bewegung, aber den Gott bekamen wir nicht frei.

»Ein Vakuum!«, flüsterte Suko keuchend. »Das wird nicht einfach sein, verdammt.«

»Glaube ich auch.« Meine Arme zitterten, ich hatte mich gegen die Wand gelehnt und wartete ab, bis sich der ungewöhnliche Zustand gelegt hatte.

Suko wollte nicht aufgeben. Er untersuchte den Sarkophag im, Schein seiner Leuchte und tastete praktisch jeden Millimeter ab. Dabei murmelte er irgendwelche Sätze vor sich hin, die ich nicht verstand. Einige Male brummte er so etwas wie Zustimmung, tastete mit der Handfläche über vorstehende Rundungen, die aussahen wie zu groß geratene Köpfe, und richtete sich dann auf.

»Hast du was?«

»Kann sein. Komm mal her.«

Ich hockte mich neben Suko, der seine Hand über die Rundungen gleiten ließ. Auf sein Nicken hin tat ich das Gleiche, ließ mir dabei Zeit und hörte seine Frage. »Fällt dir was auf?«

»Noch nicht.«

»Dann vergleiche mal die zweitletzte Rundung in der Reihe mit den anderen.«

Das tat ich, verglich - und mir fiel auf, dass sich diese Rundung von den anderen abhob. Sie stand weiter vor.

Das sagte ich Suko auch, der nickte und fragte: »Zufall oder nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Ich denke eher an einen Mechanismus. Bleib du mal hier, John.«

»Wo willst du hin?«

»Auf die andere Seite. Dort befindet sich nämlich die gleiche Anordnung.«

Ich ließ Suko den Spaß. Er steckte voller Energie. Ich war da skeptischer, was einen Erfolg anging.

Auf der anderen Seite des Sarkophags suchte und tastete er. Da er sich gebückt hatte, sah ich von ihm so gut wie nichts. Nur anhand des wandernden Lichtscheins konnte ich feststellen, wo er sich bewegte. Sekunden verstrichen. Nur unser Atem war zu hören. Menschen mit Platzangst waren hier fehl. Man kam sich vor wie in einem Gefängnis, das von der Dunkelheit umlauert wurde.

Es war eine eigenartige Atmosphäre, zudem vermischt mit einem fremdartigen Geruch, den ich nicht definieren konnte. Vielleicht roch es nach Öl, allerdings mehr nach alten Steinen, nach Feuchtigkeit und auch nach Staub.

»John…«

»Hast du es…?«

»Ja, hier befindet sich die gleiche Anordnung. Einer dieser Knöpfe schaut vor. Es ist der, der dem deinen direkt gegenüberliegen muss. Tu mir einen Gefallen und drück dagegen. Ich mache an meiner Seite

das Gleiche.«

»Okay.«

Wir waren beide in die Knie gegangen. Ich wartete auf Sukos Kommando. Irgendwie hatte er Recht.

Dass einer der abgerundeten Köpfe vorstand, musste eine Bedeutung haben.

»Bist du so weit, John?«

»Schon lange.«

»Dann los!«

Zugleich drückten wir dagegen. Jetzt spürte ich plötzlich das leichte Nachgeben des abgerundeten Knopfes und auf der anderen Seite lachte Suko leise auf.

Ich konnte ihn eindrücken. Als ich die Hand löste, sprang er nicht wieder zurück.

Ich richtete mich auf. Suko erschien auf der anderen Seite des Sarkophags. In seinen Augen lag eine gewisse Erwartung, die nicht enttäuscht wurde, denn plötzlich erklang ein Knacken.

Beide hatten wir es gehört, nur wussten wir nicht, an welcher Stelle es aufgeklungen war.

Der Sarkophag lag unberührt vor uns. Nichts hatte sich daran verändert und ich hob die Schultern.

Auch Suko war ratlos. »Bei mir hat sich auch nichts getan, John.« In seine Worte hinein klang das leise Zischen, als würde irgendwie Gas ausströmen.

Rechts neben mir, links neben Suko. Also an einem der beiden Enden des Sarkophags.

Wir erreichten die Stelle gleichzeitig, schauten hin und entdeckten die Öffnung. Eine kleine Klappe war nach außen gefallen. Nicht größer als eine normale Handfläche. Das so entstandene Viereck wirkte wie der Eingang zu einem Tunnel, der durch den Sarkophag führte.

Das Zischen blieb. Wir kamen nicht dazu, hineinzuleuchten, denn mit einem fauchenden Laut strömte etwas hervor, das aussah wie eine dunkle Wolke.

Ein mächtiger Schwaden, der sich sofort nach oben drückte und unter der Decke ausbreitete.

Mit unseren Lampenstrahlen leuchteten wir hinein. Natürlich rechneten wir damit, eine Wolke zu sehen, was im Prinzip auch der Fall war, denn das kompakte dunkle Etwas entpuppte sich als eine dicke Wolke mit mächtig aufgeplusterten Umrissen, die zur Mitte hin heller waren und in den Farben Blau, Schwarz und Grau schimmerten.

Das war nicht alles.

Innerhalb des Zentrums zeichnete sich ein dickes Gesicht ab, verquollen und gleichzeitig verzerrt, mit Auge, Nase, einem Mund, der

offen stand, wobei ein Kopf nicht zu sehen war, denn dessen Umrisse wurden allein von dieser pulsierenden und zuckenden Wolkenmasse gebildet.

Wir starrten das Gesicht an und waren beide der Meinung, dass es nicht eben freundlich blickte. Die Brauen über den Augen wuchsen aufeinander zu, sodass dieses Wolkengesicht etwas Fratzenhaftes annahm. Zudem stand der Mund offen, als wollte uns der Geist anschreien.

Dann war er weg!

Es ging so schnell, dass wir es kaum fassten. Wieder erklang das Zischen, dann zerfetzte es die Wolke und das Gesicht über uns in zahlreiche Teile, bevor diese verschwanden, als hätte es sie nie gegeben. Wir blieben allein zurück, schauten uns an und Suko fragte mit leiser Stimme: »Ist das dieser Gott gewesen? Ein Geist?«

Ich hob die Schultern.

»Du glaubst es also nicht?«

»Nein.« Ich hatte mich schon gebückt und leuchtete in die Öffnung an der Schmalseite des Sarkophags.

Der dünne Lampenstrahl füllte sie mit seinem hellen Licht auf. Es gab dort keinen Widerstand, der ihn aufgehalten hätte. Er kam bis zum Ende durch.

Sollte sich innerhalb dieses Sarkophags noch ein Körper befinden, dann musste er entweder über oder unter diesem Tunnel liegen, in dem der Geist gelauert hatte.

Ich umschlich den alten Steingegenstand wie ein Kater den heißen Brei und musste feststellen, dass sich nichts mehr tat. Nur eines stand fest.

Wer immer der Geist gewesen sein mochte, von wo immer er hergekommen war, wir hatten dafür gesorgt, dass er sein Gefängnis verlassen konnte. Und das tat uns nicht gut.

Suko dachte das Gleiche. Er formulierte es nur anders. »Ich schätze, dass es noch eine Kreuzfahrt der dämonischen oder geisterhaften Überraschungen werden wird.«

»Das glaube ich auch!«

***

Wir befanden uns auf See!

Die indische Küste, vor einer halben Stunde noch als schwacher Streifen zu sehen, war längst verschwunden. Uns umgab das weite Wasser des Arabischen Meeres, das zum Indischen Ozean gehörte.

Auf dem Promenadendeck hatten wir unsere Plätze gefunden und Glück mit der Sicht, denn der Dunst des Festlandes lag weit hinter uns. Das Wetter war wunderbar. Ein beinahe wolkenloser Himmel spannte sich über uns, die Sonne brannte mit südlicher Kraft und hatte

die Passagiere in die Liegestühle gelockt oder in den Pool, wo sie sich erfrischten.

Die Stewards hatten alle Hände voll zu tun. Von der Deckbar her schleppten sie die Getränke heran, denn der Durst der Leute war gewaltig.

Eine sehr lange Dünung bewegte das Meer, die auf dem Schiff kaum zu merken war.

Suko und ich waren die einzigen Passagiere, die Jacketts trugen. Zwar nur leichte Leinenjacken, doch diese Bekleidung reichte aus, um uns zu Außenseitern werden zu lassen.

Mir war das egal. Schließlich wollte ich nicht, dass man meine oder Sukos Waffe sah. So etwas hätte mehr als Aufmerksamkeit erregt. Wir hielten uns am Bug des Schiffes auf und konnten über die Reling hinwegblicken. Die Pacific Star schob einen weißen Bart vor sich her. Sehr ruhig zerschnitt sie das Wasser.

Dass unsere Blicke aufmerksamer als gewöhnlich über den Himmel glitten, war verständlich. Beide hatten wir das Auftauchen des wolkenhaften Geistes nicht vergessen. Tief im Innern rechneten wir damit, dass er sich noch einmal zeigen würde.

Dem Plan nach wurde in ungefähr zwei Stunden das Dinner serviert. Bis dahin mussten wir uns umgezogen haben, denn man hielt auch hier auf eine gewisse Etikette. Nur gut, dass die Räume mit Klimaanlagen ausgerüstet waren, sonst wären wir ausgelaufen.

Suko stieß mich leicht an. »Da kommt jemand, der etwas von uns will.«

Ich drehte mich um. Ein Steward erschien, lächelte, verbeugte sich leicht und sprach davon, dass der Kapitän gern ein paar Worte mit uns gewechselt hätte.

»Wie kommen wir denn zu der Ehre?«, fragte ich.

Der Bote ging darauf nicht ein. »Darf ich vorausgehen?«

»Wohin?«

»In seine Kabine.« Er hatte die Worte fast ehrfurchtsvoll ausgesprochen, sodass wir von einer besonderen Ehre ausgehen konnten, die man uns zuteil werden ließ.

Dagegen hatten wir nichts und schritten hinter dem Steward her, verfolgt von zahlreichen Blicken.

Da nahmen wohl einige Gäste an, dass hier zwei blinde Passagiere abgeführt wurden. Das kümmerte uns nicht, wir wollten zum Kapitän.

Diesmal fuhren wir mit dem Lift. Wahrscheinlich hatte man dem Personal eingebläut, ständig zu lächeln, etwas anderes konnte der Steward wohl nicht.

»Darf ich dann vorgehen, Sir?«

Suko nickte. »Sie dürfen.«

Es war wie beim Militär. Man machte einen Unterschied zwischen

Mannschaften und Offizieren.

Ich wusste nicht genau, wo das gemeine Volk untergebracht war, bestimmt nicht so luxuriös wie die Offiziere. Dass die Türen aus Edelhölzern gefertigt waren, ärgerte mich, denn für diese Sache hatten wieder zahlreiche Bäume sterben müssen. Langsam stirbt der Regenwald…

Der Bote klopfte zaghaft gegen die Tür, dann zog er sich lautlos zurück und wir traten in das Allerheiligste.

Ein anerkennendes Knicken konnte ich mir nicht verkneifen. Wenn man so wohnte, ließ es sich auch auf einem Schiff aushalten, denn die geräumige Kabine gehörte zur Luxusklasse und hatte kein normales Fenster, sondern eines, das von der Decke bis zum Boden reichte.

Der Blick konnte auf das freie Meer gleiten, ohne durch irgendein Hindernis beeinträchtigt zu werden. Helle Möbel, ein heller Teppichboden und ein Mann, der aussah wie ein Kapitän. Jedenfalls steckte er in einer schmucken Uniform. Sein rotblonder Bart umwucherte das Kinn. Auf dem Kopf wuchs das Haar wie Wolle, selbst die Augenbrauen bestanden aus dicken, rotbraunen Balken. Die Pupillen dagegen zeigten eine etwas blasse Farbe. Sie schimmerten in einem Blaugrau. Das Gesicht mit der kräftigen Nase und dem ausgeprägten Kinn ließ auf eine gewisse Energie schließen, die ein Mann in seiner Position auch brauchte.

Kapitän McDuncan begrüßte uns in einem lupenreinen Schottisch. »Willkommen an Bord, die Herren.«

Jeder von uns bekam einen Händedruck, der nicht von schlechten Eltern war.

Als wir uns vorstellen wollten, winkte er ab, deutete gleichzeitig auf die helle Sitzgruppe und bot uns die Plätze an. »Das brauchen Sie nicht. Sie sind bekannt.«

»Ach ja?«, fragte ich.

Duncan holte schon eine Whiskyflasche und drei Gläser. »Natürlich, denn als Geisterjäger genießt man ja einen gewissen Ruf, wie ich annehme.«

»Hat sich das schon so weit herumgesprochen?«, fragte Suko.

McDuncan lachte. »Man hat seine Informationen.«

»Frisch aus London?«

»So ist es. Kennen Sie zufällig einen gewissen Sir James Powell?« Sein Grinsen wurde breiter.

Ich winkte ab. »Alles klar.«

Mit einem Ruck zog der Kapitän den Korken hervor. »So, meine Herren. Wer möchte einen einfachen, wer einen doppelten und wer einen dreifachen Whisky?«

Suko entschied sich für Sodawasser, ich für den einfachen Drink, der in so mancher Kneipe schon als doppelter verkauft worden wäre, und

der Kapitän erlaubte sich einen dreistöckigen Whisky.

»Zur Feier des Tages«, sagte er, als er sein Glas hob.

Es war ein guter Stoff, der weder in der Kehle noch im Magen brannte. McDuncan leckte zwei Tropfen von seinen Lippen, als er das Glas zur Seite stellte. »Wie gesagt, es ist eine Ausnahme, aber auch Sie sind Ausnahmen - oder?«

»Wie man es nimmt.«

McDuncan war mit meiner Antwort nicht zufrieden. Er räusperte sich, holte eine Zigarre hervor und zündete sie mit gelassenen Bewegungen an. Er paffte die ersten grauen Wolken, wedelte sie zur Seite und fragte direkt: »Suchen Sie Geister?«

»Nein«, erwiderte Suko. »Wir haben bereits einen Geist gefunden.«

»Hier auf dem Schiff?«

»Ja.«

Der Kapitän wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Zu einer Antwort konnte er sich nicht entschließen, schaute uns an, hob die Schultern und schüttelte den Kopf. »Also, damit komme ich nicht klar, Freunde. Das ist mir zu hoch.«

Ich hatte mich entschlossen, ihm reinen Wein einzuschenken, wenn er schon von Sir James eingeweiht worden war. Und so berichtete ich ihm von dieser außergewöhnlichen Ladung, über die er informiert war, wie sein Nicken andeutete.

»Den haben wir mitgenommen.«

»Für wen?«

Er trank einen Schluck. »Der Sarkophag wird in Colombo ausgeladen. Das ist alles.«

»Und wer bekommt ihn?«, wollte Suko wissen.

McDuncan überlegte. »Da müsste ich in den Papieren nachschauen.« Er legte einen Finger gegen die Stirn. »Lassen Sie mich nachdenken. Es könnte sein, dass der Adressat ein Industrieller aus Sri Lanka ist, ein Mann mit großem Einfluss.«

»Tamile?«

»Das weiß ich nicht.« Er stäubte Asche ab. »Nun ja, es hat einen Toten gegeben, mein Zweiter Offizier wurde ermordet. Wir konnten diese Tat allerdings vertuschen, das heißt, sie geschah noch vor der Abreise und ist nicht bis in das Bewusstsein der Öffentlichkeit gelangt. Wenn ja, wären einige Passagiere abgesprungen, denn viele unserer Fahrgäste sind abergläubisch.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich. »Aber eine andere Frage, Mr. McDuncan. Hat man den Mörder des Zweiten Offiziers gefunden?«

»Nein.« Er räusperte sich. »Wissen Sie möglicherweise etwas?«

»Wir nehmen nur an, dass es Tamilen gewesen sind«, erwiderte Suko. »Es kann sein, dass wir in diesen Streit hineingeraten, so wenig uns das auch gefällt.«

McDuncan schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Um Himmels willen, das ist doch Wahnsinn! Ich will nicht in den verdammten Streit hineingeraten. Ich will meine Ruhe haben. Wenn sich das herumspricht, bin ich meinen Job los.«

»Gibt es denn Tamilen innerhalb der Mannschaft?«

»Nein.« Er kippte einen kurzen Schluck. »Wissen Sie, ich dachte immer, dass Sie sich nur für Geister oder Dämonen interessieren und sich aus dem Streit gewisser Fanatiker heraushalten…«

»Das eine schließt das andere nicht aus«, meinte Suko. »Es ist möglich, dass es gerade die Tamilen sind, die den schlafenden Gott erwecken wollen.«

McDuncan zog eine Grimasse. »Das darf doch alles nicht wahr sein«, murmelte er. »Wenn ich darüber nachdenke, befinden wir uns eigentlich auf einem schwimmenden Pulverfass, bei dem die Lunte bereits glimmt.«

»Das kann sein.«

»Sind Sie denn die Feuerwehr?«

»Falls es etwas zu löschen gibt, werden wir uns in dieser Rolle versuchen.«

McDuncan nickte. Er starrte auf die Tischplatte und zwinkerte dabei mit den Augen, weil Rauch hineingeraten war. »Okay, spinnen wir den Faden mal weiter. Hier auf meinem Schiff kann die Hölle ausbrechen. Sie spielen dann die Feuerwehrleute, wenn die Geister erscheinen oder der, von dem sie mir berichtet haben.«

»So ungefähr wird es ablaufen«, gab ich zu.

»Haben Sie denn überhaupt eine Ahnung, wer es sein könnte? Ich meine, auch Geister haben Namen, wenn ich mich an die Spukgeschichten aus meiner Jugend erinnere.«

»Es muss mit Cheng Gu zusammenhängen.«

»Dann befindet sich sein Körper noch in dem Sarkophag und liegt im tiefen Schlaf?«

»Davon gehen wir aus«, sagte Suko.

Der Kapitän schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt, ich bin da überfordert. Bisher habe ich mich mit anderen Problemen beschäftigten müssen als ausgerechnet mit irgendwelchen Geistern.« Er räusperte sich. »Wie stellen Sie sich die Zukunft vor?«

»Wir rechnen damit, dass der Geist zurückkehren wird.«

»Wann?«

Ich hob die Schultern an. »Keine Ahnung. Ich kann Ihnen auch nicht sagen, was dann passieren wird oder möglicherweise passieren kann. Alles hängt in der Schwebe.«

»Das ist nicht gerade förderlich.«

»Wissen wir, Käpt'n.«

Er hatte noch weitere Fragen. »Was könnte der Geist überhaupt hier

auf der Pacific Star wollen?«

Ich breitete die Arme aus. »Das ist eine Frage, auf die ich Ihnen leider keine Antwort geben kann. Über die Motive haben auch wir nachgedacht, zu einer Lösung sind wir allerdings nicht gekommen. Wir müssen abwarten und uns dem Geist oder dem schlafenden Gott stellen. Wir rechnen allerdings nicht damit, dass wir ihn hier auf dem Schiff wach erleben. Das wird noch dauern.«

McDuncan starrte auf seine Uhr. »Eine Frage noch. Werden Sie heizte Abend am Dinner teilnehmen oder ist Ihnen der Appetit vergangen?«

»Wir werden essen.«

»Gut, dann erwarte ich Sie an meinem Tisch.« Er grinste. »Ich bin froh, mal nicht von Frauen umgeben zu sein, die mich anhimmeln und dumme Fragen stellen.«

»Sind die Frauen denn so schlimm für Sie?«, fragte ich.

»Das nicht. Erstens kommt es auf die Frauen an und zweitens auf die Fragen.«

»Da haben Sie wohl Recht.«

McDuncan leerte sein Glas, bevor er uns die Hand reichte. »Wollen wir hoffen, dass wir alle heil in Colombo eintreffen. Ich möchte die Katastrophenstatistik nicht noch um ein Unglück erweitern.«

Ich hob die Schultern. »Was in unserer Macht steht, werden wir tun, Käpt'n.«

Vor der Tür fiel mir Sukos nachdenklicher Blick auf. »Was machen wir jetzt?«

»Umziehen.«

»Wegen des Dinners?«

»Klar.«

Im Lift erklärte mir Suko, dass er noch frische Luft schnappen wollte. »Ich werde das Gefühl nicht los, dass da etwas in der Luft liegt. Erklären kann ich es nicht, doch mir geht der Geist nicht aus dem Kopf.«

»Der ist verschwunden.«

»Wohin denn?«

Das konnte ich ihm auch nicht sagen, doch ich tat ihm den Gefallen und fuhr mit bis hoch zum Promenadendeck, das sich zum größten Teil geleert hatte. Das Personal war damit beschäftigt, die Tische von Gläsern und Aschenbechern zu befreien und die Liegestühle zusammenzuklappen. Uns beobachtete man aus den Augenwinkeln, ohne die Arbeit allerdings zu unterbrechen. Der Himmel hatte eine andere Farbe angenommen. Auch in Indien löste die Nacht den Tag schneller ab als in unseren Regionen, aber noch kämpfte der Tag gegen die Dunkelheit an, wobei sich das Licht verändert hatte.

Ich schaute auf die Wellen. Auch sie sahen anders aus als noch vor Stunden.

Sie wirkten nicht mehr graugrün, sie hatten einen gläsernen Schimmer bekommen.

Auch die Luft hatte an Klarheit gewonnen. Sie leitete jetzt den Schall besser.

Suko beobachtete den Himmel mit etwas skeptischen Blicken. Er räusperte sich und sein Lächeln passte nicht zu der Frage, die er mir stellte.

»Irgendwie mache ich mir Sorgen, John. Wie ist es mit dir?«

»Weiß nicht. Wie kommst du darauf?« Mein Blick glitt nach wie vor zwischen Wellen und Himmel hin und her.

»Das Licht.«

»Richtig. Es ist anders.«

»Als würde etwas am Himmel lauern, um die Grenze zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren zu durchbrechen.«

»Der Geist?«

Suko nickte. »Wer sonst? Er geht mir nicht aus dem Sinn. Das verdichtet sich allmählich.«

Noch theoretisierten wir, denn einen Beweis hatten wir nicht. Es lief alles normal ab. Auf dem Schiff wurde es allmählich hell, die Lampen in den Kabinen, den Gesellschaftsräumen und auf den Decks strahlten noch blass. Was sich allerdings bald ändern würde, wenn es dunkler wurde. Und dunkel wurde es.

Nicht auf dem Schiff, nur am Himmel und dort an einer bestimmten Stelle.

Die Entfernung konnte man schlecht schätzen, aber die Wolke entstand schräg vor uns. Sie schien zum Greifen nahe zu sein und dennoch nicht messbar weit entfernt. Dabei stellte sie mit ihren unteren Ausläufern eine Verbindung mit der Wasseroberfläche her, aus der sich das gewaltige Gesicht schälte, das von Wolken umgeben war, die sich anschließend wieder verflüchtigten.

Es war ein gewaltiges, ein kaum zu glaubendes Bild. Und nicht nur mir rann ein Schauer über den Rücken. Als ich einen Blick über die Schulter warf, sah ich die Stewards. Sie schauten zum Himmel und konnten es nicht fassen, was sie da sahen, aber sie trauten sich nicht, wegzulaufen.

Zu schaurig war das Gebilde, das so fest und hart aussah, trotzdem nur aus Wolken bestand, in deren Mitte sich das Gesicht so deutlich abzeichnete, als wäre es ein scharfes und lupenreines Foto.

Wir waren in der Lage, jede Erhebung und jede Falte erkennen zu können. Nur dort, wo sich normalerweise die Haare befanden, wallten Wolken hoch, die an den Rändern zerfaserten, als hätte der Wind versucht, sie zu vertreiben, wäre aber mitten in der Bewegung eingeschlafen.

Grandios, unheimlich und drohend zugleich stand dieser gewaltige

Geist wie ein Bild über uns.

Ich hörte, wie sich mein Freund räusperte. Einen Kommentar gab er nicht ab, weil er einfach zu stark unter dem Eindruck dieser gewaltigen Erscheinung stand.

»Was will er?«, flüsterte ich.

»Sich uns zeigen und uns möglicherweise warnen, ihm nicht zu nahe zu kommen. Eine andere Möglichkeit kann ich mir nicht vorstellen. Aber mir macht etwas anderes Sorge.«

»Zum Beispiel?«

»Dass wir uns auf einem Schiff befinden und deshalb so gut wie wehrlos sind.« Er wies gegen die Wolke und das Gesicht darin. »Dies hier ist eine schwimmende Insel und Wasser hat keine Balken. Wir können nicht einfach verschwinden und dem Schiff Ade sagen. Ich rechne auch mit einem Angriff. Das hier ist nur ein Vorspiel.«

Zu einer Antwort kam ich nicht mehr, denn urplötzlich explodierte das Gesicht.

Es war ein Vorgang, der uns beide überraschte und der absolut lautlos geschah. Egal, ob Gesicht oder Wolkenränder, beides wurde zerrissen und jagte als Fetzen davon. Völlig normal und klar präsentierte sich der Himmel über dem Meer.

Hinter uns brandeten die Stimmen auf. Die Zuschauer waren aus ihrer Trance erwacht. Wir hörten ihr Schreien. Sie schafften kaum einen zusammenhängenden Satz. Immer wieder deuteten sie gegen den Himmel und schrieen sich gegenseitig an.

Zwei junge Asiaten fielen auf die Knie und rangen die Hände. Mit lauter Stimme sprachen sie Gebete. Andere wiederum rannten einfach weg, weil sie damit nichts zu tun haben wollten.

Auch uns hielt nichts mehr an Deck. Im Lift fragte Suko: »War es nicht eine gute Idee von mir, noch mal nach frischer Luft schnappen zu wollen?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Dann merke es dir für die Zukunft.«

»Jawohl, Herr Professor.«

Ob die Erscheinung auch von anderen Passagieren gesehen worden war, bekamen wir nicht mit.

Uns begegnete auf dem Kabinengang kaum jemand. Die meisten waren bereits damit beschäftigt, sich für den Abend umzuziehen. Da gab es dann wieder den großen Auftrieb, da versuchte der eine den anderen in punkto Gehabe und Kleidung auszustechen.

In unserer Kabine hatte sich nichts verändert. Besuch schienen wir nicht bekommen zu haben.

Ich schaute aus dem viereckigen Fenster. Bleigrau wogte der mächtige Pazifik. Nur selten sah ich Schaum auf den Wellenkämmen. Auch Vögel durchkreisten die klare Luft. Es waren allerdings weniger

geworden, da wir uns zu weit vom Land entfernt befanden.

Die bestechende Klarheit des Himmels war geblieben, trotz der heraufziehenden Dunkelheit. Die Nacht war gleichzeitig eine Zeit der Dämonen und Geister, die ja gerade im asiatischen Raum ihre Heimat gefunden hatten.

Ich dachte darüber nach, ob es Cheng Gu möglich war, Geist und Körper voneinander zu trennen.

Oder ob der aus dem Sarkophag entwichene Geist zu einem anderen Dämon gehört hatte.

Schade, dass Shao nicht in der Nähe war, sie hätte uns möglicherweise Auskunft erteilen können.

Auch Suko hatte sich mit seiner Partnerin gedanklich beschäftigt. Als ich mich zu ihm umdrehte, schnitt er das Thema an.

»Sie hatte es versprochen«, sagte ich.

Er hob die Schultern. »Du weißt, John, dass sie eine Zwitterstellung inne hat. Mal Amaterasu, die Sonnengöttin, mal ich. Ich hoffe allerdings nur, dass sie, wenn sie erscheinen sollte, genau weiß, auf welche Seite sie sich zu stellen hat.«

»Traust du ihr denn etwas anderes zu?«

»Möglich ist alles…«

***

Das Hemd spannte bei mir am Hals ebenso, wie Sukos Fliege kniff. Wir fühlten uns in dieser Verkleidung alles andere, nur nicht wohl, aber es musste halt sein.

Vor dem Spiegel hatten wir uns angeschaut und beinahe einen Lachanfall bekommen.

Okay, es gibt Smokings, die gut aussehen. Vor allen Dingen die modernen, aber dazu gehörten unsere leider nicht. Bei mir und Suko waren die Hosenbeine in den unteren Hälften noch ziemlich weit geschnitten. Dafür spannten sich die Jacketts in Höhe der Schulterblätter und der Taille.

»Tja, John Sinclair, du darfst eben nicht so viel essen.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich kann es mir erlauben.«

»Darf ich mal lachen?«

Wir verließen die Kabine, um pünktlich am Tisch des Kapitäns erscheinen zu können.

Auf dem Gang ging es ja noch, aber in dem foyerartigen Raum vor dem Speisesaal begann der Aufmarsch der Massen, eingehüllt in Düfte unterschiedlichster Parfümmarken.

Da bewegte sich auch kein Passagier normal. Es waren vor allen Dingen die Frauen, die sich hervortaten und sich gaben, als wären sie auf einer Bühne. Da sie keinen Schauspielunterricht genommen

hatten, wirkte das dementsprechend statisch bis lächerlich.

Man reichte die Getränke auf Tabletts herum. Suko und ich ließen den Sekt stehen und entschieden uns für Saft. Die folgende Nacht konnte noch verflucht lang werden.

Wir verzogen uns dorthin, wo am wenigsten Betrieb war, und konnten durch die Scheiben der Panoramafenster hinaus auf das Meer schauen. Die Pacific Star fuhr mit voller Beleuchtung, was wir an den zahlreichen Lichtreflexen erkannten, die nahe der Bordwand über die Wellenkämme huschten.

Der Himmel zeigte eine dunkelgraue Farbe und hatte sich für die Nacht geöffnet. Wieder einmal war ich von dem prächtigen Anblick der zahlreichen Sterne fasziniert. Sie sahen aus wie hingeschleudert und wie neu poliert, als wollten sie dieser Nacht einen besonderen Glanz verleihen.

Suko war mein Stirnrunzeln aufgefallen und erkundigte sich nach dem Grund.

»Ganz einfach.« Ich trank einen Schluck Saft. Er schmeckte mir zu künstlich, deshalb stellte ich das Glas weg. »Ich denke darüber nach, wann etwas passieren könnte.«

»Aha…«

»Ja, der ideale Zeitpunkt wäre während des Dinners. Da sind alle beschäftigt, dann könnten irgendwelche Kräfte zuschlagen, ohne dass es zunächst auffiel.«

»An wen denkst du dabei?«

»Zum Beispiel an den schlafenden Gott. Am liebsten würde ich jetzt in den Lagerraum hinabsteigen, um zu sehen, ob der Sarkophag noch geschlossen ist.«

»Wer sollte ihn geöffnet haben?«

»Keine Ahnung.«

Mein Freund schlug mir auf die Schultern. »Komm, Alter, lass uns dafür sorgen, dass die Smokings später noch enger sitzen als jetzt.«

»Ich habe meinen obersten Hosenknopf schon offen.«

»Toll, dann können wir uns ja die Hand reichen.«

Das Menü setze sich aus fünf Gängen zusammen. Es war vom Feinsten, doch ein ehrlicher Eintopf wäre mir in diesem Fall lieber gewesen. Die Türen zum Speisesaal waren weit geöffnet worden.

Zwei Stewards standen an den Seiten, lächelten, machten die Verbeugungen und sich ihre Gedanken über die Gäste, während sie stereotyp lächelten.

Leise Musik empfing uns. Das kleine Orchester bestand aus vier Personen und spielte Klänge aus der Zeit des Barocks. Vielleicht regten sie bei einigen Leuten den Appetit an, bei mir allerdings nicht.

Der Tisch des Kapitäns und McDuncan selbst waren im Licht der Kronleuchter nicht zu übersehen.

Der Mann stand da wie ein Fels in der Brandung, hatte seine prächtigste Uniform angezogen und sie mit allerlei Kram behängt, sodass er mich mehr an einen Operettenfürst erinnerte.

»Fühlen Sie sich eigentlich wohl?«, fragte ich ihn flüsternd bei der Begrüßung.

Er schaute mich kurz an. »Ebenso wohl wie Sie.«

»Dann ist ja alles klar.«

Wir waren nicht die ersten Gäste am runden Tisch. Zwei Damen saßen bereits, Mutter und Tochter, wie ich erkennen konnte. Oder zumindest verwandt.

Die Tochter gehörte zu den Grufties, woran auch die Schminke nichts ändern konnte, die Mutter schon zu den Komposties.

Ich habe nichts gegen alte Menschen, aber diese Tante sah aus wie eine Märchenhexe. Zudem hatte sie ihre Fingernägel noch verschiedenfarbig lackiert und die über den mageren Schultern hängende Stola erinnerte mich an eine verblichene Gardine, die zu viel Zigarettenrauch mitbekommen hatte.

Die Tochter trug die Nase derart hoch, dass sie aufpassen musste, damit es nicht hineinregnete. Dass sie uns überhaupt begrüßte, ging ihr gegen den Strich. Ausgerechnet mir saß sie gegenüber, mit ihrer blonden Hochfrisur, dem tief ausgeschnittenen Kleid, das eine Korsettform zeigte, damit der lange Hals frei blieb und sie ihren blitzenden Schmuck präsentieren konnte.

Außer dem Kapitän saßen noch acht Gäste an seinem Tisch, uns eingeschlossen.

Alles was recht war, er verstand es blendend, Konversation zu machen. Charmant unterhielt er sich mit seinen weiblichen Gästen, tat oft hochgradig interessiert, nickte hin und wieder, stellte auch Zwischenfragen, um das Gespräch in Gang zu halten, stellte uns zwischendurch sogar noch vor und grinste mir heimlich zu, wenn ich - ebenso wie Suko - die Augen verdrehte.

Das muss man können, ich hätte das nicht geschafft. Die Musiker brachten einen Tusch.

Die meisten Passagiere wussten, was folgte. Sie ließen die Gespräche versanden und warteten auf den großen Augenblick, den der Kapitän durch eine Rede einleitete.

Er erhob sich, Beifall durchbrauste den Raum. Das Personal hielt sich abwartend im Hintergrund auf und mein Blick fiel auf die hochnäsige Lady mir gegenüber, in deren Gesicht kein Muskel zuckte. Sie war perfekt geschminkt oder gespachtelt worden, bis hin zum Ansatz ihrer Brüste, die wegen des eingebauten starren BHs ziemlich in die Höhe gedrückt wurden.

McDuncan begann mit seiner Rede. Die Worte flossen ihm glatt über die Lippen. Ein Mann wie er hatte eben auch darin Routine, das

gehörte zu seinen Aufgaben als Kapitän.

Ich hatte mich zurückgelehnt, die Beine ausgestreckt und machte nicht einmal ein interessiertes Gesicht, wie es die anderen taten, was mir aber keiner übel nahm.

Jemand stieß gegen meine linke Wade. Ich dachte an Suko, weil er an meiner linken Seite saß und sich bewegt hatte. Er aber konnte es nicht sein, denn kein Zucken der Mundwinkel verriet ihn.

Wieder berührte mich etwas. Diesmal allerdings länger, dann schob sich ein Schuh in mein Hosenbein. Sehr glattes Leder, sehr weich. Ich schaute hoch und sah die Tochter, die mir gegenüber hockte und so hochnäsig tat. Auch jetzt hatte sie diesen Blick, aber die Zunge huschte blitzschnell über ihre Lippen. Eine Schlange hätte nicht schneller züngeln können. Das Zeichen hatte ich verstanden und mein Lächeln huschte ebenfalls wie ein Hauch über die Lippen.

Ich wollte nichts von der Tante, sicherlich hatte sie ihre Probleme, aber ganz ohne Reaktion wollte ich sie auch nicht lassen.

Die Berührung verschwand blitzartig, als sich McDuncan wieder setzte, noch einmal aufstand, weil ihn der Beifall umtoste, sich endgültig niederließ und mit einem Taschentuch über die Stirn wischte.

Er hatte es hinter sich gebracht.

»Sie waren hervorragend!«, flötete die Tochter.

»Tatsächlich?«

»Ja, ausgezeichnet.«

Jetzt meldete sich die Mutter. »Alles Quatsch«, quäkte sie. »Ist doch nichts Neues. So eine Rede habe ich schon oft gehört.« Sie winkte unwirsch ab. »Oder habe ich gelogen?«

»Aber Mutter«, regte sich das Fräulein Tochter auf, »so etwas sagt man doch nicht.«

»Doch, Heather.«

Nicht nur Suko und ich grinsten, die anderen Männer am Tisch auch. McDuncan war vornehmer. Er hatte die Menükarte angehoben und hielt sie vor sein Gesicht.

Die Vorspeise wurde serviert. Auf der Karte stand Kaninchensülze. Ausgerechnet so etwas mochte ich nicht. Das Viereck war umlegt mit ein wenig Grünzeug. Um wenigstens etwas davon zu essen, machte ich mich darüber her. Es schmeckte trocken, als wäre es in einer Steppe gewachsen.

Suko machte auch lange Zähne. Gab aber keinen Kommentar ab. Frau Mutter uns gegenüber schaufelte sich das Zeug in die Futterluke, knurrte hin und wieder und klapperte mit den Zähnen. Ihr schmeckte es. Bei Heather konnte man nichts sagen. Sie hatte wieder ihren vornehmen Touch raushängen und aß mit pingelig wirkenden Bewegungen.

»Mögen Sie keine Sülze?«, fragte uns McDuncan quer über den runden Tisch hinweg.

»Nein.«

»Ich eigentlich auch nicht.«

»Wer hat das Karnickel denn geschossen?«

Er musste grinsen. »Keine Ahnung. Wenn Sie keine verrosteten Schrotkörner finden, können Sie davon ausgehen, dass es frisch ist.«

»Was ist mit den grünen Körnern hier?« Ich deutete mit der Gabel auf die Sülze.

»Pfeffer«, sagte Suko.

»Ach so.«

Es tat gut, etwas locker zu sein, nicht so hypervornehm. Der Mann des am weitesten von mir wegsitzenden Ehepaares begann glucksend zu lachen. Als Lohn kassierte er von seiner besseren Hälfte einen Ellbogencheck.

Die Stewards räumten ab. Mich fragte keiner, ob es mir geschmeckt hatte. Auf der Karte stand als Nächstes eine Kräutersuppe. Die würde für mich essbar sein.

So weit allerdings sollte es nicht kommen. War es bisher eine Komödie gewesen, so änderte sich das Schauspiel unmerklich und näherte sich dem Drama.

Alles begann mit der Ankunft eines Offiziers, der sich durch die Tischreihen gedrängt hatte, neben dem Kapitän stehen blieb, den Kopf senkte und ihm etwas zuflüsterte.

Ich behielt die beiden genau unter Kontrolle und bekam auch mit, wie sich die Gesichtszüge des Kapitäns veränderten. Sie froren gewissermaßen ein.

»Da stimmt was nicht«, hauchte Suko.

»Schätze ich auch.«

McDuncan hörte weiterhin aufmerksam zu. Sein Offizier versuchte, ruhig zu bleiben, konnte das unruhige Scharren seiner Füße jedoch nicht unterdrücken.

Schließlich nickte der Kapitän; drückte den Boten zur Seite und seinen Stuhl zurück. Als er sich erhob, gab er uns ein Zeichen mit den Augen.

»Sie wollen schon gehen?«, flötete jemand aus der Runde. »Das ist aber schade.«

»Sorry, Madam, aber ich muss leider. Die Pflicht ruft, wenn Sie verstehen.«

»Ja, ja, man kann sich auf seine Leute nicht verlassen. Alles muss man selbst machen. Das ist auch bei uns so, glauben Sie mir. Wir haben eine kleine Firma in Pittsburgh und erleben die…«

Sie redete immer noch, obwohl ihr niemand zuhörte. Selbst Heather, die »Unnahbare«, nicht. Sie warf mir einen bedauernden Blick zu und

ich versuchte es mit einem traurigen Grinsen.

Der Offizier war bereits zur Brücke gegangen. McDuncan redete erst, als wir den großen Saal verlassen hatten und in einem der breiten Gänge standen. Er sah besorgt aus, auf der Stirn hatten sich kleine Schweißperlen gebildet. Mit einer nahezu wütenden Bewegung zerrte er den Knoten der Krawatte auf.

»Wir haben auf dem Radarschirm ein unbekanntes Flugobjekt entdeckt«, berichtete er. »Es nimmt Kurs auf unser Schiff.«

»Was kann es sein?«, fragte Suko.

»Es ist noch nicht zu identifizieren«, sagte er. »Wir haben die Geschwindigkeit ausrechnen können. Wenn es danach geht, kann es sich eigentlich nicht um einen Jet oder Kampfflugzeug handeln. Dazu ist es einfach zu langsam.«

»Worauf tippen Sie?«

»Das ist schwer zu sagen, Mr. Sinclair.«

»Hubschrauber?«

»Könnte sein.«

Ich sagte nichts darauf. Dass meine Besorgnis wuchs, war mir anzusehen, auch Sukos Gesicht zeigte einen sehr nachdenklichen Ausdruck. Wahrscheinlich dachten wir beide das Gleiche. Und zwar an die Tamilen, die das Schiff möglicherweise anfliegen und kapern konnten.

Ich wollte dem Kapitän schon nach der Bewaffnung fragen, der aber war schon enteilt.

Um auf die Brücke zu gelangen, konnten wir über die breiten Aufgänge gehen oder aber einen der Fahrstühle benutzen. Da wir es eilig hatten, entschieden wir uns für die Kabine.

Der Kapitän wartete bereits. Seine Sorgenfalten hatten sich tiefer in die breite Stirn gegraben. Er sprach ziemlich leise, als wir nach oben fuhren. »Hoffentlich gibt das keine Schwierigkeiten.« Dann nickte er. »Dabei hatte ich den verdammten Götzen erst gar nicht an Bord nehmen wollen, aber man hat mich überredet. Außerdem war noch Lagerkapazität frei. Es wurde auch gut gezahlt.«

»Haben Sie eigentlich die schwarze Wolke mit dem Gesicht am Himmel gesehen?«, fragte Suko.

»Nein - wieso?«

»Sie ist dort erschienen. Wir konnten sie beobachten, als wir an Deck standen.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Sie löste sich auf.«

Obwohl die Fahrstuhlkabine längst stand, verließen wir sie nicht. McDuncan machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. »Ein Witz ist das doch nicht?«

»Leider nein.«

»Und was, nehmen Sie an, hat die Erscheinung zu bedeuten?«
Suko redete. »Es ist der Geist gewesen, der sich innerhalb des Sarkophags manifestiert hat.«
McDuncans Atem pfiff, als er die Luft ausstieß. »Das ist allerhand, aber kaum fassbar. Können Sie eine Erklärung liefern?«
»Nein, keine genaue«, sagte Suko. »Nur müssen Sie damit rechnen, dass es gerade hier in Asien Dinge gibt, die man nicht so einfach wegtun kann, verstehen Sie? Die Menschen hier haben schon immer einen Draht zu gewissen Mysterien gehabt. In ihrem Dasein sind eben die anderen Welten manifestiert. Sie leben mit Göttern, mit Dämonen, mit ihren Geistern, Helden und Monstern. Die gehören zum Alltag…«
»Legenden, Märchen«, flüsterte McDuncan.
»Die auch hin und wieder zu Tatsachen werden können, wie wir ja erlebt haben.«
»Lassen Sie uns auf die Brücke gehen!« Er wollte über das Thema nicht mehr reden.
Schon beim Eintreten in dieses kleine technische Wunderwerk merkten wir die Spannung. Fühlbar lastete sie über den Köpfen der anwesenden Personen. Zwei Offiziere standen neben dem Bordingenieur und schauten über dessen Schultern hinweg auf den Radarschirm. Sie blickten kaum hoch, als McDuncan mit uns quer durch den Raum ging. Etwas unwillig schufen sie Platz.
»Es nähert sich, Sir«, meldete der Ingenieur, ein dunkelhaariger Mann mit einer gelblich schimmernden Gesichtshaut.
»Haben Sie es identifiziert?«
»Wir denken an einen Hubschrauber.«
»Das könnte stimmen.«
»Aber keinen Sichtkontakt!«, meldete ein weiterer Offizier. »Es ist zu dunkel. Außerdem gehen wir davon aus, dass sich das unbekannte Flugobjekt ohne Licht nähert.«
»Dann haben wir etwas zu befürchten?«
»Möglich.«
»Wir möchten trotzdem an Deck«, sagte Suko und sprach gleichzeitig auch für mich.
»Ich bin dabei.« McDuncan nickte.
»Haben Sie vielleicht zwei Ferngläser?«
»Sogar Nachtsichtgeräte.« McDuncan gab dem Bootsmann ein Zeichen, der die Gläser holte.
Im diffusen Licht der Brücke fühlte ich mich selbst wie ein Schatten. Diese Welt der Hightech war mir irgendwie fremd. Ich hatte den Eindruck, in einem Raumschiff zu stehen. Der Bootsmann schaute uns böse an. Er war klein und untersetzt. Wahrscheinlich mochte er keine Fremden.
Suko hatte einen Blick durch die großen Scheiben geworfen. Das

Meer und der Himmel waren leer.

Über dem Wasser lasteten die Wolken wie eine schwere Decke. Sie hielten auch die Sterne verdeckt. Wieder einmal wunderte ich mich darüber, wie schnell sich in den Tropen das Wetter ändern konnte.

»Kommst du?«

Suko drehte sich um. »Natürlich. Sollte jemand versuchen, das Schiff zu entern, hat er günstige Voraussetzungen und einen Kontrakt mit dem Wettergott abgeschlossen.«

»Das glaube ich auch.«

Wir verließen die Brücke, und McDuncan hielt sich an unserer Seite. Wind wühlte unsere Haare hoch. Warm wehte er aus südlicher Richtung und brachte zudem noch Schwüle mit.

Auch die Luft hatte sich verändert. Wir hörten die zahlreichen Geräusche anders klingen, deutlicher, überlaut, als wollten sie uns vor einer großen Gefahr warnen.

Die Richtung, aus der sich das unbekannte Flugobjekt näherte, stand fest. Aus Südosten, es würde praktisch mit dem Wind fliegen. Trotz unserer Ferngläser war nichts zu sehen.

Zwar holte ich die Wolken nahe heran und wunderte mich über die Formen, mehr war auch nicht zu sehen. Kein fliegender Gegenstand, der sich zwischen sie schob.

Ich hatte eine Frage an McDuncan. »Wie hat es mit der Entfernung ausgesehen?«

»Knapp zehn Meilen.«

»Und der Kurs blieb?«

»Ja.«

»Dann müssten wir es bald hören können.«

Wir standen auf einer Plattform vor der Brücke. Die Tür drückte der Erste Offizier auf. Er meldete, dass dieses unbekannte Flugobjekt seinen Kurs nicht verändert hatte.

»Wie weit noch weg?«

»Drei Meilen, Sir.«

»Danke. Geben Sie sicherheitshalber Voralarm.«

»Aye, aye, Sir.«

Ich enthielt mich eines Kommentars, da ich auf der Pacific Star keine Kommandogewalt besaß.

Allerdings hätte ich keinen Alarm gegeben, doch so etwas musste der Kapitän entscheiden.

Dann hörten wir das Geräusch. Zuerst McDuncan, der unter diesen besonderen Umständen das beste Gehör hatte. »Er kommt!«, meldete er und korrigierte ein wenig die Richtung.

Auch wir schauten genau dorthin - und erkannten den mächtigen, unheimlich wirkenden Schatten, der sich aus den dichten Wolkenbänken löste und an Höhe verlor.

Vor Jahren habe ich einmal den Film »Das fliegende Auge« gesehen, einen Streifen, der mich sehr beeindruckt hat. So ähnlich wie das fliegende Auge sah auch dieser Hubschrauber aus. Ein dunkles, mächtiges Gebilde, ohne Lichtmarkierung, schwebte durch die Luft.

Zwei Rotoren trieben den Transporter an. Der kleine am Heck, der größere wirbelte seine Kreise über dem Cockpit. Ich versuchte zu schätzen, wie viele Personen wohl dort Platz hatten.

Bei zehn hörte ich auf zu rechnen…

Schwerfällig wirkend und dennoch relativ schnell näherte er sich der Pacific Star. Dabei sank er in Etappen tiefer. Ich richtete meinen Blick auf die zahlreichen kleinen Fenster in der metallischen Haut des eisernen Vogels.

Wer immer sich dort aufhielt, die Disziplin war vorhanden. Kein Mensch bewegte sich. Zudem waren die Scheiben verdunkelt, selbst die blassen Flecken irgendwelcher Gesichter waren dort nicht zu sehen.

Das war auch Suko aufgefallen. Er sprach von einer Tarnung der Gestalten.

Hatten bisher noch Zweifel daran bestanden, wo der Hubschrauber landen würde, so verschwanden diese in den nächsten Sekunden, denn er schwebte direkt auf die mächtige Steuerbordseite des Schiffes zu.

McDuncan ließ das Glas sinken. Sein Fluch gehörte zu den nicht druckreifen. »Was sollen wir denn tun?«, rief er dann.

»Landen lassen.«

»Sie haben Nerven, Sinclair.«

»Wollen Sie das Ding abschießen?«

»Am liebsten ja.«

»Toll, McDuncan. Denken Sie daran, dass Sie kein Kriegsschiff führen, sondern einen Kreuzfahrer.«

»Ja, ja, verflucht, das weiß ich ja.«

Wir hatten schreien müssen. Nun aber riss uns der Krach die nächsten Worte von den Lippen. Es sah so aus, als würde sich die Maschine über die Reling hinwegschleppen. Die mächtigen Kufen zitterten, der schwere Hubschrauber drehte sich, weil er mehr dem Mitteldeck zuschweben wollte.

Dort befand sich der ideale Platz für eine Landung.

Wo sonst Ball und Tennis gespielt wurde, landete der Hubschrauber. Die Kufen drückten die noch gespannten Netze ein, rissen Pfosten um. Von der Brücke her kamen zwei Offiziere, berichteten von Anrufen, denn auch von der Mannschaft und den Passagieren war die Landung beobachtet worden.

McDuncan war jetzt gefordert. Er hatte das Kommando auf dem Schiff und er gab die Anordnungen weiter. »Die Mannschaft soll die Passagiere unter Deck halten. Ich will keinen Menschen hier oben

sehen, verstanden?«

»Ja, Sir.«

Die Offiziere verschwanden. Wir hielten es auf der Plattform nicht mehr aus. Noch vor McDuncan starteten Suko und ich, denn die schwere Maschine stand jetzt mit beiden Kufen auf den Planken.

Während unseres Laufs über die Stufen eines Niedergangs hinweg sahen wir, wie sich die Ausstiege öffneten und Männer hervorquollen, die auf mich zunächst den Eindruck von Soldaten machten, weil sie bewaffnet waren.

Sie trugen Schnellfeuergewehre und auch Maschinenpistolen. McDuncan hatte keinen Befehl gegeben, einen Hilferuf abzusetzen. Als er uns eingeholt hatte, sprach ich ihn darauf an.

»Nein, das will ich lassen. Es käme sonst zu einem Blutbad.«

»Es sind zwölf«, meldete Suko.

Was sie vorhatten, lag auf der Hand. Sie verteilten sich und bildeten eine sich voranbewegende Front. Für sie gab es nur ein Ziel. Ein Teil von ihnen würde das Deck besetzen, damit sich der andere Teil auf die Brücke konzentrieren konnte.

Sechs von ihnen näherten sich uns in breiter Front. Besonders fiel mir ein hoch gewachsener Mann im Drillichanzug auf, der um seinen Köpf ein helles Tuch geschlungen hatte.

Ich stufte ihn als den Anführer ein.

Neben mir hatte sich McDuncan aufgestellt. Als Kapitän durfte er eine Waffe tragen. Er nestelte die Pistole hervor. Wir standen in einer günstigen Deckung und waren noch nicht entdeckt worden.

Dafür liefen die Gestalten durch die Deckbeleuchtung. Das Licht huschte über ihre dunklen Gesichter. Es waren samt und sonders Farbige, wahrscheinlich Inder oder Tamilen.

Ich tippte auf Letztere.

Zum Glück bekam ich mit, wie der Kapitän die Waffe hob und auf den Anführer anlegte. Bisher war noch kein Schuss gefallen. Eine Kugel aber konnte der Beginn zu einem Blutbad sein, was ich auf jeden Fall vermeiden wollte.

Bevor McDuncan abdrücken konnte, hämmerte ich seinen Arm in die Höhe. »Sind Sie verrückt? Sie können hier nicht schießen. Sie würden eine Hölle entfachen.«

»Verdammt, Sinclair, wenn die den Anführer verlieren…«

»Drehen sie durch.«

»Was soll ich denn machen?«

»Mit ihnen reden. Wir bleiben zunächst im Hintergrund in Deckung.« Da Suko nickte, war auch er mit meiner Antwort einverstanden. »Gehen Sie, McDuncan!« Ich schob ihn vor. Er hatte sich steif wie eine Puppe gemacht. Die Pistole hatte er unter seine Uniformjacke geschoben.

»Gut, Sinclair, gut…«

Dann schritt er auf den Anführer zu…

***

In McDuncans Haut hätte ich in diesem Augenblick nicht stecken wollen. Niemand konnte genau vorhersagen, wie diese Fanatiker reagierten. Bei ihnen war alles möglich, vom Durchdrehen bis hin zur Lethargie.

McDuncan trat ins Licht. Es strahlte auf die helle Gala-Uniform und ließ sie nicht nur weißer erscheinen, dadurch war er auch von der heranstürmenden Meute besonders gut zu erkennen.

Mit dem Anführer waren sie zu sechst, denn die anderen hatten sich auf dem Deck an strategisch günstigen Positionen verteilt. Kaum kam McDuncan in Sicht, da hob der Mann mit dem hellen Stirnband den rechten Arm. Die Geste wurde verstanden. Abrupt starben die Bewegungen der Männer ab. Dieser Knabe hatte seine Leute gut gedrillt.

Ich war gespannt, wie es weitergehen würde, denn die Kaperer mussten mit ihren Vorschlägen herausrücken. Das würden sie ihrem Anführer überlassen, der langsam auf den Kapitän zutrat.

Zwei Schritte vor ihm blieb er stehen. Er grüßte lässig und tippte gegen sein Stirnband. Wahrscheinlich hatte er sich diese Bewegungen bei irgendwelchen Söldnern abgeschaut.

»Ich bin Kapitän McDuncan! Sie wissen, dass Sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben?«

Der Mann lachte. Er wollte sich ausschütten vor Lachen und schüttelte dabei den Kopf. Sekundenlang dauerte dieses Gelächter, bis es plötzlich abbrach. »Ich könnte Ihnen den Kopf vom Hals schießen, Käpt'n, das wissen Sie.«

McDuncan bewies Mut. »Und warum tun Sie es nicht, Mister Unbekannt?«

»Nicht sofort.«

»Wer sind Sie?«

»Nennen Sie mich Hiob.« Der dunkelhäutige Asiate lachte wieder. »Ich bin der mit den schlimmen Botschaften. Ich habe mir den Namen selbst gegeben, mein echter interessiert nicht. Alles klar?«

»Ja, Hiob.«

»Gut, dann weiter. Ihnen ist klar, dass Ihr Schiff schon jetzt unter unserer Kontrolle steht. Sie können zwischen zwei Alternativen wählen. Entweder überlassen Sie meinen Männern und mir das Kommando, oder aber«, er grinste mit blitzenden Zahnreihen, »Sie wehren sich. Dann wird es grausam, denn dann watet derjenige, den wir am Leben lassen, im Blut der Toten.«

»Das wagen Sie nicht.«

»O doch, Käpt'n. Sie sollten die Tamilen kennen. Es ist genug über uns geschrieben worden. Wir sind Freiheitskämpfer. Leider müssen wir über Leichen gehen, um unser Ziel zu erreichen. Ich würde es auch gern anders sehen, doch da ist nichts zu machen. Es gibt Menschen, die die Realitäten einfach nicht akzeptieren können.«

McDuncan nickte. »Ja, ich kenne das. Aber mit eurem Streit haben wir nichts zu tun, verdammt.«

»Doch und wie.«

McDuncan ließ den Mann nicht ausreden. Sein Temperament ging mit ihm durch. »Hören Sie, Hiob, oder wie immer Sie auch heißen mögen, Sie sind das Allerletzte. Wir befinden uns hier auf einer Kreuzfahrt, die völlig harmlos ist. Mit Ihrem komischen Freiheitskampf haben wir nicht das Geringste zu tun. Der kann mir gestohlen bleiben. Packen Sie Ihre Leute wieder ein und hauen Sie ab!«

»Das geht nicht gut«, murmelte Suko.

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Hiob reagierte. Die Waffe hielt er in der Hand. Ihre Mündung wies auf den Kapitän. Und damit stieß er plötzlich und brutal zu.

Wir hörten McDuncan röcheln. Es war ein schreckliches Geräusch. Ihn durchlief ein Zittern und die Knie wurden ihm weich.

Er fiel dem Anführer der Tamilen entgegen. Hiob hob sein Gewehr an, es sah aus, als wollte er den Kolben auf den Kopf des Kapitäns schmettern. Im letzten Augenblick beherrschte er sich.

McDuncan kniete vor ihm. Hiob konnte es nicht lassen. Er hob einen Fuß an. Den Schnürschuh drückte er auf den Kopf des Mannes, sodass McDuncan noch tiefer sank.

Mit dem Gesicht zuerst berührte er das Deck und so blieb er auch liegen, das Lachen des Tamilen musste dabei in seinen Ohren gellen. Auch uns erreichte es.

»Bleib ruhig, John«, murmelte mein Freund neben mir: »Nur keine unüberlegten Handlungen. Wenn McDuncan den Mund hält, wird unsere Chance noch kommen.«

»Hast du einen Plan?«

»Wahrscheinlich den Gleichen wie du. Es muss uns gelingen, ungesehen in den Lagerraum zu kommen. Sie wollen den schlafenden Gott, das müssen wir verhindern.«

Suko hatte Recht. Wenn sie ihn erweckten und er sie unterstützte, sah es wirklich böse aus.

Leider mussten wir noch abwarten, denn ungesehen kamen wir nicht aus unserer Deckung heraus.

Der Tamile bückte sich. In der rechten Hand hielt er das Gewehr. Seine Leute hatten hinter ihm einen sehr wachsamen Halbkreis gebildet.

Ich drehte mich um, weil ich von meinem Platz auch hoch zur Brücke schauen konnte.

Hinter den breiten Fenstern malten sich die regungslosen Gestalten der Offiziere ab. Natürlich hatten die Männer dort oben mitbekommen, was hier auf dem Deck ablief. Ich konnte nur hoffen, dass sie die Nerven behielten und nicht eingriffen.

Hiob zog den Kapitän hoch. McDuncan war ein harter Knochen, er blieb auf den Beinen, auch wenn er gebückt stand und seine Hände gegen die getroffene Stelle gepresst hielt.

»Es war eine Warnung, Käpt'n. Nur eine leichte. Sie können es auch härter haben.«

Der Schotte holte tief Luft und bewegte dabei seine Schulterblätter. »Verflucht, Hiob, wir haben nichts, was sich zu rauben lohnte. Unsere Kasse ist leer. Okay, die Passagiere besitzen Schmuck und den…«

»Nein, nichts davon.«

»Was wollen Piraten sonst?«

Hiob verzog das Gesicht. »Wir sind keine Piraten«, erklärte er. »Wir sind Freiheitskämpfer, und wir wollen uns nur das holen, was uns auch zusteht.«

»Wir haben nichts…«

»Doch, ihr habt es an Bord. Unten im Lagerraum steht der Gegenstand, den wir brauchen.«

»Was ist es?«

»Der schlafende Gott!«

McDuncan war ein guter Schauspieler. »Was soll das sein? Ein schlafender Gott?«

Hiob reagierte. Ohne sich umzudrehen, gab er seinen Leuten einen Befehl. Zwei mit Maschinenpistolen bewaffnete Männer setzten sich in Bewegung und liefen dem Aufgang entgegen, der hoch zur Brücke führte. Sie schauten dabei nicht nach rechts und links, sonst hätten sie uns eventuell trotz des Schattens entdeckt, in den wir uns duckten. Die Kerle eilten die Stufen hoch.

McDuncan wollte eine Frage stellen. Hiob ließ ihn nicht dazu kommen. »Du hast uns schon zu lange zum Narren gehalten. Wir reden gleich weiter, Kapitän!«

Die zwei Typen hatten die Plattform erreicht. Sie stürmten sie einen Moment später. Leider war es für uns unmöglich, herauszufinden, was sich dort oben abspielte, allerdings befürchteten wir das Schlimmste und hatten uns nicht getäuscht.

Erst erklang der Schrei, danach der Schuss.

Es wurde still.

Ich merkte den Schauer auf meinem Gesicht, der sich allmählich zu Eis abkühlte.

Sekunden später wirbelte ein kompakter Schatten durch die Luft.

Über die Plattform hinweggestoßen, fiel er mit grotesken Bewegungen dem Deck entgegen und landete dort mit einem dumpfen, brutal harten Aufschlag, der sich so verflucht endgültig anhörte.

Hiob musste wieder lachen. Er ging nicht hin, sondern erklärte mit lauter Stimme: »Er ist tot, das weiß ich. Und es werden alle anderen sterben, die sich gegen uns stellen.«

McDuncan ballte die Hände. »Verdammt noch mal, was hat Ihnen der Mann getan?«

»Nichts.«

»Sie hätten ihn leben…«, er hustete, dann flog sein Kopf zurück, als ihm Hiob ins Gesicht schlug.

»Ja, das hätte ich, aber ich werde einen Teufel tun, Mister. Kommt nicht in Frage. Jeder soll sehen, dass es uns verdammt ernst ist. Wir setzen unsere Ziele durch und auch Sie, Käpt'n, tun gut daran, sich nicht gegen uns zu stellen.«

»Ich weiß.«

»Dann ist es ja gut.«

Ich hatte schweißfeuchte Hände bekommen, zudem flimmerte es vor meinen Augen. Dieser feige, hinterhältige Mord war mir schwer an die Nieren gegangen. Suko dachte ebenso. Nur blieb sein Gesicht starr, er unterdrückte die Gefühle.

»Käpt'n, wir haben nicht viel Zeit. In einer Stunde ist der Spuk vergessen, dann können Sie Ihre Luxusfahrt fortsetzen. Aber zuvor werden wir den schlafenden Gott hier herausholen. Und Sie werden es sein, der uns zum Lagerraum führt.«

McDuncan wusste, dass es für ihn keinen Sinn mehr hatte, etwas abzustreiten. Er nickte und sagte:

»Ja, dort steht ein massigschwerer Sarkophag. Ich habe ihn an Bord genommen und ich will Ihnen sagen, dass er mit einem Ladekran in den Lagerraum hineingeschafft worden ist. Sie werden ihn nicht anheben können, denn einen Kran besitzen wir nicht.«

»Das weiß ich.« Hiob lächelte. »Aber glauben Sie nicht, dass es noch andere Methoden gibt?«

»Ach ja?«

»Wir werden den verdammten Sarkophag sprengen, mein Freund. Bumm, bumm - Dynamit. Das hält keiner aus, verstehst du?«

»Schon gut.«

»Okay, Käpt'n, kommen wir zur Sache. Sie, ich und vier Männer werden das Lager jetzt betreten. Die beiden anderen bleiben oben auf der Brücke zurück. Sie haben den Befehl bekommen, jeden zu erschießen, der nur falsch atmet. Dass sie nicht bluffen, haben wir Ihnen bereits bewiesen. Meine anderen Freunde kümmern sich um die Passagiere. Auch sie werden nicht zögern, sie ins Jenseits zu schicken, sollten sich einige zu dumm anstellen. Das Gleiche geschieht mit den

Mitgliedern der Mannschaft. Wenn Sie jetzt lauschen, werden Sie feststellen, dass wir keine Fahrt mehr machen. Die Maschinen sind gestoppt worden. Wir dümpeln auf einem großen Teich. Wie gesagt, in einer Stunde kann der Spuk vorbei sein. Was meinen Sie, Käpt'n?«

McDuncan überlegte noch. Hiob ließ es zu, dass er den Kopf drehte. Es sah so aus, als würde er hoch zur Brücke schauen, aber in Wirklichkeit suchte er uns, und wir hofften, dass er sich nicht verriet. Suko und ich taten es nicht. Wir verhielten uns so still wie nur eben möglich.

»Keiner wird Ihnen helfen, Käpt'n. Es liegt nur an Ihnen, ob es zu einem Blutbad kommt oder nicht.«

Da nickte McDuncan. »Es ist gut, ja, es ist schon okay, Hiob. Ich werde Sie in den Lagerraum bringen.«

»Wie schön für euch alle.« Mit der freien Hand winkte er seine vier Männer näher, die sich um den Kapitän kümmerten, ihn mit flinken Händen durchsuchten und schon sehr bald die Pistole des Mannes gefunden hatten. Triumphierend hielt sie einer der Kerle hoch, bevor Hiob sie ihm abnahm und einsteckte.

»So etwas passt nicht zu einem Mann mit einer derart eleganten Uniform«, erklärte er voller Spott.

McDuncan nickte. Er hatte den Kopf etwas nach links, gedreht. Das helle Licht einer Bordleuchte streifte seine Visage. Die Haut sah aus, als wäre sie mit Fett eingerieben worden.

»Wenn er verschwindet, haben wir freie Bahn!«, flüsterte Suko.

»Und dann?«

»Sammeln wir die Früchte der Arbeit.«

Was immer er damit auch meinte, meinen Segen hatte er. McDuncan musste vorgehen. Er kam uns vor wie ein Delinquent, der mit hängendem Kopf zur Hinrichtung schritt. Und dass ein Mann wie McDuncan, der so stark darauf bedacht war, keine Fehler zu machen und für seine Leute zu sorgen, dies erleben musste, würde ihn bis in die Grundfesten erschüttern.

Für uns war es besser.

Wir warteten, bis er verschwunden war, wollten uns auch in Bewegung setzen, als Suko mich anstieß, bevor er mit dem linken Zeigefinger zum Himmel wies.

»Schau mal hin.«

Zuerst sah ich nichts. Nur die Wolken, die sich unter den Windstößen bewegten. Schließlich fiel mir eine Formation auf, die sich von den anderen abhob.

»Das Gesicht!«, flüsterte ich.

»Genau, der Geist.« Suko grinste. »Frag mich, wie du jetzt unsere Chancen siehst!«

»Sie sind gewachsen, schätze ich.«

»Ich ebenfalls.«

***

An zwei Stellen war Widerstand aufgeflackert, weil sich die Männer der Mannschaft nicht beugen wollten. Sie hatten beide Glück gehabt, dass sie noch lebten. Die Seepiraten hatten sie nur bewusstlos geschlagen und sie dann, zusammen mit den anderen Leuten, in die Offiziersmesse eingesperrt, wo sie keinen Schaden anrichten konnten. Einer der Tamilen blieb trotzdem als Wache vor der Tür zurück.

Die anderen verteilten sich und brauchten nicht weit zu gehen, denn alle Passagiere waren noch in dem luxuriös ausstaffierten Speiseraum versammelt.

Sie hatten natürlich etwas von den Vorgängen mitbekommen, aber nichts Genaues gewusst. Das bekamen sie auf drastische Art und Weise präsentiert, als die fünf Fanatiker den großen Speiseraum betraten und sofort anfingen zu schießen.

Sie jagten die Kugelgarben gegen die Decke, auch in die Wände und zerbliesen die prunkvollen Lüster, sodass Glasstücke unterschiedlichster Größen auf die schreienden, von Panik erfüllten Passagiere hinabregneten und ein nie erlebtes Chaos schufen.

Es war kaum jemand an seinem Tisch sitzen geblieben. Die meisten waren aufgesprungen und versuchten Deckung zu finden, wobei viele unter die Tische krochen oder sich hinter den Sitzflächen der hochgehobenen Stühle verbargen.

Die Eindringlinge huschten gewandt, schnell und schießend durch den großen Speisesaal. Was ihnen im Weg war, räumten sie weg. Dabei war es ihnen egal, ob sie gegen Porzellan schlugen oder Speisen zur Seite schleuderten.

Sie konnten sich austoben, sie beherrschten die Szene. Sie waren deshalb so gut drauf, weil es sich bei den Opfern um Weiße handelte.

Sie schossen, sie lachten oder räumten sich den Weg mit harten Schlägen und Tritten frei.

Irgendwann hatte jeder seine Position erreicht, die zuvor bei den Planspielen abgesprochen worden war.

Da blieben sie stehen, die Waffen im Anschlag, doch die Gewehre und Maschinenpistolen schwiegen.

Die Fanatiker hatten Zeit. Sie warteten ab, bis sich die Passagiere beruhigt hatten, dann trat einer von ihnen auf das Podium und blieb vor einem Geiger stehen. Mit dem Lauf der Waffe strich er über dessen Schulter.

»Du wirst spielen und die anderen auch. Hast du gehört?«

»Ja, ja…«

»Dann mach.«

Die Musiker waren bleich wie kaltes Fett. Sie nickten, sich zu, einer

sammelte sein Notenblatt auf.

Bach wollten sie spielen, doch es hörte sich an, als würden Katzen dazwischen jaulen. Die Musiker waren zu nervös und standen zudem unter einem gewaltigen psychischen Druck.

Das kümmerte die Eindringlinge nicht. Möglicherweise wunderten sie sich über die schrillen Klänge, ansonsten aber scheuchten sie die Passagiere mit barschen Worten und auch mit Taten in die Höhe. Wer nicht sofort gehorchte, bekam Tritte ab.

Auch die am Kapitänstisch sitzenden Passagiere hatten sich verkrochen. Die meisten vergingen vor Angst, doch nicht die Älteste unter ihnen, Heathers Mutter.

»Wir müssen etwas tun!«, zischte sie ihrer Tochter zu.

»Was denn und wie denn?«

»Ich weiß es noch nicht, Mädchen, aber ich werde mir etwas einfallen lassen.« Die knurrig wirkende Frau nickte energisch, bevor sie sich umschaute, aber so, dass es nicht auffiel, wobei die bewaffneten Eindringlinge auch nicht in ihre Richtung schauten. »Hinter uns ist eine Tür.«

»Weißt du denn, wohin sie führt?«

»Nicht genau. Ab und zu habe ich während des Dinners Personal kommen sehen.«

»Soll ich durch die Tür verschwinden?«

»Sprich nicht so laut, Heather.« Die Mutter bewegte beim Sprechen kaum die Lippen. »Die Tür ist wichtig. Verschwinde, bevor sie etwas merken.«

Heathers maskenhaft geschminktes Gesicht verzog sich. »Niemals, Mutter, das kannst du von mir nicht verlangen. Außerdem weiß ich nicht, was ich tun soll.«

»Stell dich nicht so an, Tochter!« Die Alte wurde giftig. »Soll ich es machen?«

»Nein, auch nicht, aber…«

»Heather. Ich bin sicher, dass du die beiden Männer sehen wirst, die zusammen mit dem Kapitän den Saal hier verlassen haben. Die beiden sind etwas Besonderes, das habe ich sofort gespürt. Außerdem hätte McDuncan sie sonst nicht mitgenommen. Vielleicht finden sie eine Lösung.«

»Welche denn?«

»Das sollst du erkunden. Und beeil dich, verdammt. Ich habe das Gefühl, als würden sich die Kerle hier aufteilen. So viele brauchen uns nicht zu bewachen.«

»Weißt du denn, wie viele sich noch auf dem Schiff aufhalten?«

»Woher?«

Heather wusste, dass sie gegen ihre Mutter keine Chance hatte. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte sie durch. Auch

wenn es sich dabei um andere Personen handelte.
»Sieh zu, dass du die beiden Männer triffst, Heather.«
»Nein, das werde ich nicht.«
»Was dann?«
»Wenn ich gehe, will ich versuchen, auf die Brücke zu gelangen.«
»Die wird besetzt sein.«
Heather beobachtete die Männer. Sie hatten das Personal zusammengestellt. Die Stewards mussten die Arme hochheben und sich mit den Gesichtern zur Wand stellen. Dann kippten sie vor und stützten sich mit den Handflächen an der Wand ab.
Zwei Fanatiker genügten für den nächsten brutalen Job. Sie erschossen die Leute nicht, es reichten Totschläger, mit denen sie die Livrierten ins Reich der Träume schickten.
Immer dann, wenn ein Mann zusammenbrach, zuckten die zuschauenden Passagiere zusammen.
»Da siehst du es!«, flüsterte die Alte. »Willst du vielleicht, dass dir Ähnliches widerfährt?«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Dann handle so, wie ich es dir gesagt habe. Öffne vorsichtig die Tür, und weg.«
»Ja, Mutter.« Heather zog sich zurück. Sie hatte immer gehorcht und musste sich zudem eingestehen, dass ihre Mutter stets Recht behalten hatte. So war es ihr auch mit den Männern ergangen. Ein paar Mal hatte sie versucht, sich zu binden. Der Einfluss der Mutter war stets stärker gewesen. Sie hatte der Tochter abgeraten, was gut gewesen war, wie sich im Nachhinein herausgestellt hatte, denn die Männer hatten allesamt nichts getaugt.
Die Tür war wirklich sehr schmal. Heather zitterte. Sie wusste nicht, wo sie landen würde. Als ihre Mutter nickte, warf sie noch einen schnellen Blick in den Raum, dann umfasste sie den Knauf und drehte ihn sofort nach links.
Sie war schnell und zog die Tür nur so weit auf wie unbedingt nötig. Bevor sie verschwand, erwischte sie noch in der Drehung einen Blick auf ihre Mutter.
Die Frau nickte, dann hielt eine andere Welt Heather umfangen, deren Herz zum Zerreißen klopfte.
Vor ihr lag ein Schlauch, in den links eine breite Nische eingebaut worden war.
Da stand ein langer Tisch und auf ihm zahlreiche mit einer geleeartigen Masse gefüllte Gläser.
Wenn sie nicht alles täuschte, hatte so das Dessert ausgesehen.
Von den dunkelhäutigen Rebellen sah sie nichts. Der menschenleere Gang endete allerdings vor einer Tür, deren breite Seite metallisch schimmerte. Dahinter musste die Küche liegen, denn ihr wehten

entsprechende Gerüche entgegen.

Stimmen hörte sie nicht. Gerade diese Stille war es, die Heathers Neugierde anstachelte. Auf Zehenspitzen schlich sie der Tür entgegen, legte ihr Ohr gegen die kühle Oberfläche, hörte noch immer nichts und drückte sie spaltbreit auf.

Ihr Blick vereiste. Der Schreck tobte durch ihre Glieder. Sie schaute tatsächlich in die Küche, doch was sie dort sah, ließ sie an ihrem Verstand verzweifeln.

Das Personal lag auf dem Boden. Einer war über den Tisch gefallen, mit der Stirn dicht neben eine Herdplatte. Da hatte er sehr großes Glück gehabt.

Warum?

Heather dachte an ein Gas, das die Männer in die Bewusstlosigkeit geschickt hatte. Sie selbst roch nichts, es musste absolut neutral gewesen sein.

Leider gab es nur diesen einen Weg. Und so überwand sie sich, die Küche zu durchqueren, darauf hoffend, dass sich das Gas inzwischen verflüchtigt hatte.

Es war nicht mehr vorhanden. Heather konnte die große Küche mit den chromblitzenden Geräten und Herden normal durchqueren, obwohl sie sich über ihr zu enges Kleid ärgerte.

Deshalb blieb sie stehen, bückte sich und raffte den langen Rock hoch. Mit einer wilden Bewegung riss sie den Stoff entzwei. Der Schlitz reichte ihr bis über die Knie. Über das geschminkte Gesicht zuckte ein Lächeln. Der blonde Haarturm sah auch nicht mehr so gepflegt aus wie noch vor einer Stunde. Es war ihr egal. Sie fühlte sich wie eine Jägerin, die es den anderen zeigen konnte.

Das Kleid engte sie nicht mehr beim Laufen ein. Die hochhackigen Schuhe behielt sie an, suchte nach dem Ausgang und sah, dass ihr zwei Türen zur Verfügung standen.

Sie hatte Glück. Schon als sie die erste aufzog, sah sie, wo sie sich befand.

Rasch huschte sie in den Gang, entdeckte einen der Lifts und bewegte sich auf dem rehbraunen Teppichboden lautlos voran. Sie stieg ein, schaute über die Leiste und drückte den Knopf, der sie an Deck brachte.

In der Kabine war es warm. Heather fröstelte trotzdem. Sie stellte sich wieder die Frage, weshalb sie das überhaupt tat. Es war eigentlich Wahnsinn, bestimmt hielten die Kerle auch das Deck besetzt und hatten sicherlich die Brücke geentert.

Der Lift stoppte und Heather atmete tief durch. Sie fürchtete sich davor, ihn zu verlassen. Auf der Fahrt hatten ihr die Wände so etwas wie einen Schutz gegeben, der fiel nun weg, als sie ihren Schritt auf das totenstille Oberdeck setzte, über das der Wind wehte. Die Pacific

Star bewegte sich nicht mehr. Sie dümpelte auf der langen Dünung, über sich ein gewaltiges Wolkengebirge, das sich schattenhaft am Himmel abzeichnete.

Den Wolken gönnte sie keinen Blick mehr. Wichtig war die über ihr liegende, hell erleuchtete Kanzel, die als Turm aufragte und in einem strahlenden Weiß gestrichen war.

Sollte sie dort wirklich hin? Heather zögerte. Plötzlich überkam sie die Angst. Die drückte ihr die Kehle zusammen. Das Zittern in ihren Beinen wollte nicht aufhören. Als sie die ersten Schritte setzte, hatte sie den Eindruck, fallen zu müssen.

Jemand war hinter ihr!

Sie konnte den anderen nicht sehen, sie spürte ihn einfach, aber sie traute sich auch nicht, sich umzudrehen.

Dann spürte sie die Berührung der Hand. Wie ein Stein legte sich die Fläche auf ihre Schulter.

Heather wollte schreien, als sie die zischende Stimme einer Frau vernahm.

»Keinen Laut!«

Nur ihr Herz klopfte. Heather hatte genug über weibliche Fanatiker gelesen, sie ahnte, dass sie es mit einer dieser Personen zu tun hatte. Da waren die Frauen ebenso schlimm wie die Männer.

»Drehen Sie sich um!«

Heather tat, wie ihr geheißen. Sie musste sich in ihr Schicksal ergeben, suchte nach einer Ausrede, die sie nicht fand. Alls war einfach zu schrecklich und sie kam sich gleichzeitig vor wie in einem Glashaus eingeschlossen.

Der Schatten, der zunächst hinter ihr gestanden hatte, stand ihr jetzt gegenüber.

Es war eine Frau, hoch gewachsen, schlank. Vor dem Gesicht trug sie eine Halbmaske und Heather sah plötzlich die geheimnisvolle Waffe, die über der Schulter der Person hing.

Es war eine Armbrust. Die Pfeile dazu ragten aus dem Köcher und Heather dachte daran, dass man mit dieser Waffe lautlos töten konnte. Plötzlich fühlte sie sich wie vor dem eigenen Grab stehend, wo sie noch einen Schritt brauchte, um hineinzufallen.

Automatisch schloss sie die Augen…

***

Wir waren unterwegs!

Und wir konnten uns beide dazu gratulieren, von keinem der Kaperer entdeckt worden zu sein. Zudem hatten wir auch alles getan, um dafür zu sorgen, dass dies nicht geschah, uns stets im Schatten der Deckaufbauten gehalten, aber der Mann, den wir gern sprechen wollten, der war uns noch immer nicht über den Weg gelaufen.

Wahrscheinlich befand sich Hindor in der Gewalt der Kerle, wo wir ihn auch nicht herausholen konnten.

Wir wussten, wo sich die Frachträume befanden. Und in diesen Bauch mussten wir hinein, was nicht so einfach war, denn mit dem Lift wollten wir nicht, fahren. Das wäre zu auffällig gewesen.

Also einen Niedergang suchen, der uns hinunter brachte. Wir hatten den Bereich der Kabinen verlassen und bewegten uns auf Zehenspitzen über einen breiten Niedergang, der zu den Kabinen der Mannschaften führte.

Das hatten wir anhand von Schildern gelesen. Beide tauchten wir in eine unangenehme Stille. Wenn jemand ein Schiff stürmte, dann musste er zunächst die Mannschaft überwältigen. Wir gingen davon aus, dass dies getan worden war, denn in unserer Umgebung rührte sich nichts. Nicht eine Stimme hörten wir.

Wir entdeckten den Weg zum Maschinenraum. Er führte in die entgegengesetzte Richtung, in die wir eigentlich wollten. Suko konnte es nicht lassen. Er nickte mir zu, bevor er die breite Metalltür zum Maschinenraum öffnete.

Ich schaute ihm über die Schultern.

Der eigentliche Raum lag tiefer, als wir standen. Kein Vergleich mehr zu den Maschinenräumen der alten Passagierschiffe, die noch mit Kohlefeuerung liefen.

Hier standen die Turbinen und Maschinen wie Kolosse. Farbig gestrichen, sehr sauber wie auch der Boden, von dem sie sich erhoben. Die Mannschaft sahen wir auch, möglicherweise einen Teil von ihr.

Die Männer lagen auf dem Boden. Sie sahen aus wie tot. Daran glaubten wir allerdings nicht, weil kein Blut zu sehen war.

»Gas!«, flüsterte Suko. »Es gibt keine andere Möglichkeit. Sie haben Gas genommen.«

Ich stimmte mit ihm überein.

Suko drückte die Tür wieder zu. Etwas ratlos schaute er mir ins Gesicht.

Über uns brannte die Notbeleuchtung. Manchmal flackerte das Licht, als könnte es sich nicht entscheiden, ob es anbleiben sollte oder nicht. Beide hatten wir das Gefühl, dass die Zeit allmählich drängte. Wir mussten so schnell und so lautlos wie möglich in den Frachtraum gelangen, der nicht weit von unserem Punkt entfernt liegen konnte. Hier in der kalten Düsternis schmolzen die Entfernungen irgendwie zusammen.

Dann hatte Suko die Lücke gefunden. Im Licht seiner Bleistiftleuchte schimmerte die erste Stufe eines stählernen Niedergangs, der uns noch tiefer in den Bauch führte.

Wenig später standen wir vor den breiten Schotts, mit denen die Wege zu den Frachträumen versperrt waren.

An einigen Stellen hatte sich wegen der ziemlich feuchten Luft Schwitzwasser gebildet. Es lag wie glänzender Schweiß auf dem Metall oder lief in zitternden Bahnen von oben nach unten.

Es waren keine Geräusche zu hören. Wenn sich die Kerle hier unten aufhielten, hatten sie es geschafft, sich lautlos zu bewegen. Wir entdeckten zunächst keine Lücke. Liefen durch die schlechte Luft und bewegten uns noch immer so leise wie möglich.

Wir gingen in Richtung Heck. Es war einfach aus einem Gefühl hervor entsprungen.

Bis wir das Atmen hörten. Scharf und hastig! Im nächsten Moment erschien eine Gestalt. Sie musste in einer Nische gelauert und uns beobachtet haben.

Wir hatten natürlich mit irgendwelchen Angriffen gerechnet und waren trotzdem von der Schnelligkeit überrascht worden. Der Kerl hielt den Finger am Abzug seines Schnellfeuergewehrs. Den Kugeln hätten wir nur als Unsichtbare entgehen können, das wusste auch Suko und er handelte so schnell wie selten.

Bevor der Kerl abdrücken konnte, hatte er zugeschlagen. Es war einer der harten, der endgültigen Hiebe. Der Mann zuckte nicht einmal zusammen. Die Handkante war wie ein Schatten an seinem Gesicht vorbeigewischt und hatte zielsicher getroffen.

Suko fing den Fallenden ab. Ich nahm die Waffe an mich, bevor sie zu Boden scheppern konnte.

Mein Freund zerrte den Kerl in die Lücke, aus der er gekommen war. Als er wieder auftauchte, nickte er mir zu.

»Ist er tot?«, fragte ich flüsternd.

»Nein, nein, er schläft nur.«

»Okay.«

Da der Fanatiker hier gelauert hatte, gingen wir davon aus, nicht mehr weit von unserem Ziel entfernt zu sein. Suko bewegte sich voran. Er verließ sich auf mich als Rückendeckung. Tatsächlich warf ich keinen Blick mehr nach hinten.

Von dort drohte keine Gefahr.

Als ich an Sukos Schulter vorbeischaute, sah ich den kalten Lichtschein.

Mein Freund war stehen geblieben. Mit einer Hand winkte er mir zu. Ich trat nahe an ihn heran und konnte durch die breite Lücke eines aufgeschobenen Schotts in den Lagerraum blicken. Viel war nicht zu sehen.

Die hohen Paletten und Kisten nahmen uns einen Großteil der Sicht. Es gab auch freie Gassen, durch die wir uns bewegen konnten. Nur die in der Mitte zählte, denn die anderen waren irgendwann von schräg stehenden und befestigten Maschinenteilen verbaut, die sehr sperrig und breit wirkten.

Das Licht war ziemlich weit entfernt. In seiner hellen Kälte passte es nach hier unten.

Stimmen hörten wir nicht. Dafür leise Geräusche, die darauf schließen ließen, dass sich jemand bewegte und dabei mit den Füßen vorsichtig über den Boden schleifte.

Für uns war es wichtig, die Distanz so schnell und lautlos wie möglich zu überbrücken. Wir mussten zwischen die Kerle fahren wie eine explodierende Bombe, wir durften sie erst gar nicht zur Gegenwehr kommen lassen, weil sie besser bewaffnet waren als wir.

Suko deutete auf seine Brust. Ich verstand das Zeichen. Wenn er eingreifen wollte, dann mit seinem Stab, der in der Lage war, die Zeit für fünf Sekunden anzuhalten und die Gegner zur Bewegungslosigkeit erstarren zu lassen.

In der diffusen Dunkelheit wirkte sein Gesicht seltsam fahl und trotzdem schattenhaft. Natürlich standen wir unter Strom, die Gefahr war immens groß. Wir hatten es hier nicht mit Geistern oder Dämonen zu tun, sondern mit eiskalten Gangstern, die sich selbst Freiheitskämpfer nannten, für die ich jedoch kein Verständnis aufbrachte. Alles, was mit Gewalt erzwungen werden soll, gefiel mir nicht.

»Nun?«

Suko hatte geflüstert, als wollte er von mir einen Vorschlag hören. Es gab nur die eine Möglichkeit.

Ich deutete nach vorn, den eigentlichen Mittelgang entlang.

»Na gut.«

Die Chancen standen auf der Kippe. Einen hatten wir ausschalten können, drei weitere würden sich noch hier im Frachtraum aufhalten. Unter anderem Hiob, der Anführer.

Die Hälfte der Strecke lag hinter uns, als wir die ersten Stimmen hörten.

Was gesprochen wurde, war unverständlich, zudem redeten sie in ihrer Heimatsprache. Da sie einen Wachtposten aufgestellt hatten, gaben sie sich sehr sorglos und achteten nicht auf ihre Umgebung.

Uns kam zugute, dass er von drei Seiten abgeschirmt war. Idealere Deckungen konnte es kaum geben.

Auf allen Vieren legten wir den letzten Rest der Strecke zurück. Suko machte den Anfang. Er war in seinem Element. Geschmeidig glitt er voran und stoppte erst, als er die schräg stehende Absperrung erreicht hatte.

Außen blieb er hocken, drehte den Kopf nach rechts und schaute mir entgegen.

Noch hatten wir die anderen nicht gesehen, nur gehört und hörten sie auch weiterhin.

Diesmal keine Stimmen, mehr ein Keuchen und Stöhnen, in das sich

ein Gänsehaut erzeugendes Kratzen mischte. Wahrscheinlich glitt jetzt der Deckel über das Unterteil hinweg.

Ich schaute meinem gekrümmten Finger nach, der eine Kurve nach links wies.

Suko deutete auf sich. Er wollte die Initiative übernehmen, wogegen ich nichts hatte.

Ich trat etwas zurück und er schob sich vor, bis er die Ecke der Wand erreicht hatte. Jetzt wurde es gefährlich. Warf einer der Tamilen zufällig einen Blick zurück, dann musste er zumindest Sukos Stirn entdecken.

Die folgenden Sekunden vergingen in einer nahezu fieberhaften Spannung. Mein Freund bewegte sich im Super-Zeitlupentempo. Ich hatte feuchte Hände bekommen, denn es war nicht sicher, dass wir es packten.

Selbst über das Klopfen meines Herzschlags regte ich mich auf. Es kam mir einfach zu laut vor.

Suko hatte es geschafft. Er konnte in die kleine Ecke schauen. Es dauerte und ich wurde nervöser.

Endlich zog sich mein Freund zurück.

Er drehte mir das Gesicht entgegen.

»Was ist?« Die beiden Worte waren nicht mehr als ein Hauch. Er musste sie mir fast von den Lippen ablesen.

»Sie haben den Sarg noch nicht offen.« Obwohl Suko mehr als leise gesprochen hatte, klang Besorgnis aus seiner Antwort.

»Aber…«

»Hiob hält zwei Handgranaten in den Händen.«

Ich schrak zusammen. Eiskalt rieselte es über meinen Rücken hinweg.

Der Anführer hatte es versprochen, dass er möglicherweise den Sarkophag sprengen wollte.

»Scharf?«, fragte ich.

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht!«, wisperte er. »Noch besteht eine Chance.«

»Dann nimm den Stab.«

»Okay.« Er zog ihn hervor und hörte gleichzeitig meine Frage.

»Wer ist noch bei ihm?«

Mein Freund spreizte zwei Finger an. »Auch sie haben es nicht geschafft, den schweren Steindeckel vom Unterteil zu schieben. Sie haben ihn nur etwas bewegen können.«

»Und die Granate?«

»Da ist ein Loch, die Klappe…«

»Klar, wo der Geist entwichen ist.«

»Okay, John, ich…«

Suko sprach den Satz nicht mehr zu Ende, denn plötzlich stürmten

die drei Tamilen aus der Lücke.

Beide wussten wir, was ihre Reaktion zu bedeuten hatte. Sie wollten der Druckwelle entgehen.

Ob sie uns gesehen hatten, wussten wir nicht. Einen Moment später jedoch war die Hölle los, denn die Handgranaten brachten das Chaos…

***

Heather lebte. Sie konnte atmen, sie konnte sich bewegen. Es war niemand da, der ihr etwas tun wollte, obwohl sie der Anblick der Maskierten wie ein Schock getroffen hatte.

»Sie können die Augen ruhig wieder öffnen«, hörte sie die Stimme der Person.

Zwinkernd schaute Heather die Maskierte an. Nein, sie war kein Traum, keine Einbildung, sie stand wirklich vor ihr und war auch schwer bewaffnet.

Nur allmählich gelang es Heather, sich zu fassen. Ihr Herzschlag beruhigte sich nicht, jetzt zuckten ihre Gedanken und sie fragte sich, wer diese Person sein könnte, die wie aus dem Nichts vor ihr erschienen war. Als normal sah sie die Frau nicht an, obwohl diese redete und handelte wie ein Mensch.

Allmählich verblasste der Eindruck einer Comic-Figur in ihrem Hirn, und sie dachte wieder realistisch.

Ein paar Mal atmete sie durch. Die Maskierte ließ ihr die Zeit, bevor sie die Frage nach dem Namen stellte. »Wie heißen Sie?«

»Heather Drake.«

»Okay, ich bin Shao.«

Heather nickte automatisch. Sie wusste noch immer nicht, wie sie sich verhalten sollte. Am besten war es, wenn sie gar nichts sagte und der anderen Person, die sich bestimmt besser auskannte, die Initiative überließ. Auch ihre große Furcht war verflogen. Sie wollte nicht mehr daran glauben, dass Shao zu den Piraten zählte, und traute sich, eine Frage zu stellen.

»Wer sind Sie?«

Shao winkte ab. »Belassen wir es beim Namen, meine Liebe. Aber eines stimmt. Ich gehöre nicht zu denen, die das Schiff überfallen haben. Alles andere zu erklären würde zu weit führen.«

»Haben Sie denn keine Angst?«

Unter der Halbmaske verzogen sich die Lippen zu einem Lächeln. »Möglich, Heather. Nur kann ich es mir nicht leisten, die Angst zu zeigen. Es gibt gewisse Situationen, durch die man durch muss. Diese hier gehört einfach dazu.«

Heather war perplex. »Dann wollen Sie es tatsächlich mit den Männern hier aufnehmen?«

»Ja.«
»Das schaffen Sie nicht. Die - die sind in der Überzahl.«
»Ich weiß.« Shao gab die Antwort sehr gelassen, was Heather Drake etwas Hoffnung machte.
»Haben Sie denn ein Patentrezept?«
»Wer hat das schon? Allerdings hoffte ich stark auf Ihre Hilfe, Heather.«
Fast hätte sie gelacht. Im letzten Augenblick unterdrückte sie den Gefühlsausbruch. »Wie soll ich Ihnen denn helfen?«, fragte sie stattdessen.
»Wo wollten Sie hin?«
Heather wurde durch diese Antwort überrascht. Sie brauchte Zeit, schaute sich um, sah die erleuchtete Brücke und darunter die tiefen, dunklen Deckschatten. »Ich - ich weiß es nicht genau. Meine Mutter schickte mich weg. Wahrscheinlich wollte sie, dass ich aus der Gefahrenzone herauskomme. Aber sie sprach auch davon, dass ich auf die Brücke gehen könnte, um möglicherweise Hilfe zu holen. Ich habe mal einen Kursus belegt und kann sogar mit einem Funkgerät umgehen. Das könnte mir jetzt von Nutzen sein.«
»Sehr mutig«, lobte Shao.
»Haben Sie eine Ahnung, von wegen mutig! Ich mache mir bald in die Hose.«
»Unsinn, das brauchen Sie nicht.« Shao schüttelte den Kopf und rückte dann mit dem Vorschlag heraus. »Wissen Sie was, Heather, ich bin dafür, dass es bei Ihrem Plan bleibt. Sie werden jetzt auf die Brücke gehen und so tun, als hätten Sie von nichts eine Ahnung.«
»Aber warum…?«
»Sie sollen die Personen dort nur ablenken. Eingreifen werde ich.«
»Sind denn die Gangster auch dort?«
»Zwei von ihnen.«
Heather bekam wieder das Zittern. »Meine Güte, das kann ich nicht hinnehmen. Das ist ja der reine Wahnsinn. Ich werde nicht…«
»Gehen Sie hoch, bitte, und alles andere überlassen Sie mir. Wir werden es gemeinsam packen.«
»Nein, jetzt wo Sie es sagen, weiß ich, dass ich mich in Lebensgefahr begebe. Ich habe vorhin nicht darüber nachgedacht, deshalb war ich…«
Shao unterbrach sie mit einer Frage. »Trauen Sie mir etwa nicht? Haben Sie Angst davor, dass ich Sie reinlegen könnte?«
Heather Drake hob die Schultern. »So genau kann ich das nicht sagen. Ich weiß schon, dass Sie auf meiner Seite stehen.«
»Hören Sie, Heather. Ich hatte sowieso vor, der Brücke einen Besuch abzustatten. Dass Sie mir dabei über den Weg gelaufen sind, empfinde ich außerordentlich günstig. Wir beide können es schaffen. Sie müssen

nur daran glauben.«
Heather presste ihre Hände gegen das Gesicht. Dabei nickte sie. »Okay, ich tue es. Ich mache diesen Wahnsinn, von dem ich persönlich nicht überzeugt bin. Aber einer muss es ja machen.«
»Ja, das stimmt.«
»Soll ich sofort gehen?«
»So rasch wie möglich. Ich habe die unbestimmte Ahnung, dass sich hier bald etwas tun wird. Je weniger Gegner dann noch übrig sind, um so besser für alle.«
»Das meine ich auch.«
Shao fasste nach Heathers Hand, die sich kalt und gleichzeitig verschwitzt anfühlte. »Es ist wirklich besser, wenn wir uns schnell entscheiden. Ich verspreche Ihnen, dass man Ihnen nichts tun wird. Wenn es hart auf hart kommt, bin ich auch noch da.«
Heathers Lippen zuckten. »Das will ich auch hoffen.«
»Keine Sorge, aber gehen Sie jetzt.«
Heather Drake wartete noch einen Moment, bevor sie nickte und die ersten zaghaften Schritte aus ihrer Deckung hervortrat. Sie bewegte sich so leise wie möglich. Über ihren Nacken floss ein Kribbeln. Sie hatte den Eindruck, ihr Gesichtsfeld wäre eingeengt worden, aber sie sah zum ersten Mal den mächtigen Hubschrauber, mit dem die Fanatiker gekommen waren.
Er stand auf dem Deck wie ein riesiger, düsterer Vogel aus Metall, der sich nicht bewegte und auch dem Wind Paroli bot.
Zuerst hatte sie gedacht, dass der Vogel nicht bewacht war, dann sah sie die Gestalt, die sich am offen stehenden Ausstieg aufhielt. Der Mann - möglicherweise der Pilot - hatte sich gesetzt oder gehockt und schaute nach vorn.
Heather blieb stehen. Sie glaubte, vom Blick des Mannes getroffen zu werden und wagte nicht, eine Zehenspitze zu rühren.
Der Typ tat nichts. Er blieb sitzen, ohne sich zu bewegen, als wäre er eingeschlafen.
Im Dunkel hinter sich hörte sie die Stimme der dunkelhaarigen Frau. »Sie brauchen sich keine Sorge zu machen, Heather. Ich habe das Problem für Sie erledigt.«
Auf Einzelheiten ging sie nicht ein und Heather wagte auch nicht, danach zu fragen.
»Gehen Sie ruhig weiter. Nehmen Sie den Aufgang zur Brücke. Alles andere überlassen Sie mir.«
»Ja, ist gut.« Sie sprach gegen den Wind und ins Leere. Aber sie ging weiter.
Schritt für Schritt näherte sie sich dem mächtigen, turmartigen Aufbau. Die Brücke ragte vor ihr hoch wie ein Gebilde aus einem fremdartigen Film. Heather fürchtete, dass alles irgendwann über ihr

zusammenstürzen konnte. Als sie den Aufgang erreicht hatte und die Hände über die Handläufe rechts und links legte, spürte sie die Kälte des Metalls.

In den Knien steckte wieder das Beben. Bei jedem tiefen Atemzug glaubte sie, ihre Lungen würden allmählich zerbersten.

Sie kletterte hoch. Hoch über ihr spannte sich der mächtige Himmel, der ein Muster aus gewaltigen Wolken zeigte, die sich zusammengedrückt hatten und aussahen wie Ungeheuer, mit denen der Nachtwind spielte.

Die Gestirne sah sie nicht. Was hell schimmerte, war das durch die Scheiben fallende Licht auf der Brücke. Es hatte auch einen grünlichen Schimmer bekommen, der von der Instrumentenbeleuchtung abgestrahlt wurde und vor den Fenstern verlief.

Die behielt sie im Blick. Sie musste den Kopf dabei weit zurücklegen und hatte noch Glück, denn hinter den Scheiben zeigte sich momentan keine Gestalt.

In der Dunkelheit kam sich Heather verhältnismäßig sicher vor, was sich änderte, als sie den nach draußen fallenden Schein durchquerte und ihr Körper sichtbar wurde.

Unwillkürlich duckte sie sich zusammen. Dabei hatte sie das Gefühl, als würde etwas Kaltes ihren Nacken streifen, und sie zog den Kopf unwillkürlich ein.

Als endlich die Plattform vor ihr erschien, atmete Heather auf. Sie betrat den rechteckigen Gegenstand und konnte mit wenigen Schritten den Eingang der Brücke erreichen.

Wieder überfiel sie die Angst. Um diese zu unterdrücken, schaute Heather zurück auf das Deck.

Von oben gesehen wirkte der Hubschrauber nicht mehr so bedrohlich. Aber sie entdeckte auch keine Spur von der Maskierten. Nur das kalte Licht fiel auf die Planken und berührte auch einen leblosen Körper, der wie zusammengerollt wirkte.

Sie schluckte.

Nur nicht daran denken, sagte sie sich. Die Schuhe hatte sie ausgezogen, sie standen unten. Auf den Seidenstrümpfen näherte sich Heather dem Eingang. An ihren Sohlen klebte die Kälte, als wären die Strümpfe gar nicht vorhanden.

Neben der Tür duckte sie sich. Sie hatte längst einen Blick auf die Brücke werfen können.

Die Offiziere standen bewegungslos vor den Mündungen der Waffen. Unter den Männern befand sich auch der Kapitän. Es war ihm anzusehen, dass er an seiner eigenen Wut fast erstickte.

Sie duckte sich. Ihr Herzschlag wollte sich einfach nicht beruhigen. Noch nie zuvor hatte sie sich in einer derartigen Situation befunden, das zerrte an den Nerven und spannte sie fast bis zum Zerreißen.

Jetzt musste sich Heather einfach auf die Worte der Maskierten verlassen. So ungewöhnlich es ihr auch vorkam, sie fasste Vertrauen zu dieser fremden Person.

Dann zählte sie leise bis drei.

Bei der letzten Zahl überwand sie sich selbst, war an der Tür und riss sie auf.

Im selben Augenblick flirrten die beiden Gangster herum. Zwei Mündungen richteten sich auf die Frau, die stehen blieb und spürte, wie sich ihr Magen schmerzhaft zusammenzog.

Sie wartete auf die Kugeln!

Stattdessen erklang eine Stimme. In schlechtem Englisch wurde ihr gesagt: »Komm näher und schließ die Tür…«

***

Heather Drake tat beides!

Dabei schaute sie nicht nur auf die Männer mit den beiden Waffen, sie blickte ebenfalls die Offiziere an, die reglos dastanden, bis auf McDuncan, den Kapitän, denn er schüttelte leicht den Kopf, als könnte er das Verhalten der Frau nicht begreifen.

Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, begriff sie sich auch nicht, aber das war nicht mehr zu ändern. Sie hatte den ersten Schritt hinter sich gebracht und würde auch den zweiten tun.

Die Tamilen rührten sich nicht, als sie näher kam. Ihre Mündungen sagten mehr als tausend Worte.

Sie glotzten Heather an wie zwei leere Augen, die sich jeden Augenblick mit Tod und Verderben füllen konnten.

Allerdings mussten sich auch die Gangster erst auf die neue Lage einstellen. Im ersten Moment wussten sie nicht, wie sie sich verhalten sollten, bis einer von ihnen einen Schritt zur Seite ging und dabei auch seine Waffe drehte.

Der andere hatte sich abgewandt. Er kümmerte sich um die Besatzung der Brücke und würde schießen, wenn sich einer der Männer falsch bewegte.

Die Spannung näherte sich dem Siedepunkt. Der Tamile schaute Heather starr an. Er roch nach Schweiß und Erde. Seine dicken Lippen bewegten sich, als er leise sprach.

»Wo kommst du her?«

»Ich - ich wollte auf die Brücke.«

»Das habe ich gesehen. Wer hat dich geschickt?«

»Ich - ich weiß es nicht. Von allein - ich…« Sie verstummte, denn die Waffenmündung war plötzlich sehr nahe, dann berührte der kalte Kreis ihre Stirn.

Nie zuvor hatte Heather so etwas erlebt. Sie kannte es wohl aus Filmen, das war aber auch alles. Das Gesicht des Tamilen bewegte

sich, obwohl es starr war, aber das lag an Heather selbst, weil sich die Welt plötzlich drehte.

Wie aus weiter Ferne hörte sie eine bekannte Stimme. Es war der Kapitän, der sprach.

»Lassen Sie die Frau in Ruhe, verdammt! Sie hat Ihnen nichts…«

Seine Worte brachen ab, weil einer der Bewacher zugeschlagen hatte. Kurz und hart mit dem Lauf der MPi. Im Gesicht des Kapitäns zeichnete sich eine Platzwunde ab.

Der Mann schwankte, er fiel aber nicht, presste die Lippen zusammen und unterdrückte den brennenden Schmerz.

Der andere Tamile kümmerte sich um Heather Drake. »Wir waren noch nicht fertig. Ich will von dir wissen, wer dich geschickt hat, verdammt. Sag es!«

»Ich bin allein…«

Er drückte fester zu und die Frau stöhnte auf. Allmählich wurde ihr klar, dass diese Person keinen Spaß verstand und sie ihr auch nicht mit einer Ausrede kommen konnte.

Ihre Hoffnung schwand, der Mut ebenfalls. Sie fühlte sich verlassen, vor allen Dingen von der Person, die sie geschickt hatte. Die Maskierte hatte davon gesprochen, einzugreifen, doch das war nicht geschehen. Stattdessen sprach der Tamile.

»Ich werde dich töten, wenn du in den nächsten drei Sekunden nicht sagst, was geschehen ist.«

Es bestand für Heather kein Zweifel daran, dass der Mann die Drohung in die Tat umsetzen würde.

»Reden Sie, wenn es etwas gegeben hat!«, forderte sie einer der Offiziere auf.

Sie nickte. »Es - es war eine Frau!«

Mit dieser Antwort hatte keiner der Anwesenden gerechnet, selbst die Tamilen nicht.

Der Kerl vor Heather zog die Augenbrauen zusammen. Sein Lächeln wirkte gefährlich. »Wer hat dich geschickt? Eine Frau?«

»Ja, meine Mutter. Sie sagte, dass ich…«

Ein wütend klingendes Geräusch unterbrach sie. Die Erklärung nahm man ihr nicht ab.

»Wieso deine Mutter?«

»Sie wollte es. Ja, sie wollte, dass ich…«

»Unsinn, du lügst. Ich bin mir sicher, dass du lügst, du verdammtes Weibsstück.«

»Nein, ich…«

»Wer hat dich geschickt?«, schrie er.

»Eine Frau!«

Im selben Augenblick zerplatzte eine der Scheiben durch ein ungeheuer scharf abgefeuertes Geschoss.

Es erwischte den Kerl vor Heather, der zur Seite taumelte und den Mund aufriss. Dann fiel der Mann zu Boden. Aus seinem Rücken ragte ein Pfeil.

Der zweite Tamile fuhr herum. Er musste die Waffe erst auf ein Ziel richten.

Das kostete ihn vielleicht eine Sekunde.

Zu lange, denn Shao war schneller und hatte den zweiten Pfeil bereits auf die Reise geschickt.

Sie war eine Meisterin im Umgang mit der Armbrust und auch dieser Pfeil traf.

Der Verbrecher lief noch rückwärts, obwohl er schon längst tot war. Er prallte gegen eine der Konsolen und rutschte an der schrägen Oberfläche hinab.

Bewegungslos blieb er liegen.

Shao aber war längst auf die Tür zugehuscht. Durch die betrat sie die Brücke.

Nun erwachten die Offiziere aus ihrer Erstarrung. Der Kapitän löste sich als Erster. Er ging auf die beiden Männer zu, untersuchte sie und stellte deren Tod fest.

Heather hatte sich nicht mehr beherrschen können und klammerte sich an ihrer Retterin fest. Sie musste weinen, nur so konnte es zu einer Entspannung kommen.

Aus einer gebückten Haltung sprach McDuncan die Chinesin an. »Wer sind Sie?«

»Das spielt keine Rolle.« Sie drückte Heather zur Seite. »Gehen Sie davon aus, dass ich das dritte Ass bin.«

»Die beiden anderen heißen Sinclair und Suko?«

»So ist es.«

McDuncan nickte. »Verdammt noch mal, das hat mir keiner gesagt. Das ist ein Hammer.«

Shao nickte. »Wir können das Schiff befreien. Wir können uns- aus eigener Kraft helfen, oder wollen Sie über Funk Hilfe holen?«

»Wäre das gut?«

»Ich glaube nicht. Wenn die Besatzer merken, dass sie in die Enge getrieben werden, kann es zu einem Blutbad kommen. Deshalb schlage ich vor, dass wir nichts verändern. Zumindest Sie können sich bewaffnen. Ich verlasse die Brücke wieder und schaue mich um.«

»Aber was ist mit Miss Drake?«

Shao lächelte knapp. »Ich habe sie gewissermaßen als Lockvogel eingesetzt, um ungesehen heranzukommen. Das ist mir gelungen.«

»Klar«, sagte McDuncan. »Es hätte auch ins Auge gehen können.«

»Nein, nicht bei mir.«

»Gut, akzeptiert.« Er räusperte sich. »Wissen Sie denn, wie es weitergehen soll? Und wer sind Sie überhaupt?«

»Ich heiße Shao.«
»Chinesin?«
»Ja.«
»Sie sehen ungewöhnlich aus.«
Shao winke ab. Sie verspürte nicht die geringste Lust, eine Erklärung abzugeben. »Das mag sein, Käpt'n, aber Sie müssen sich schon an meinen Aufzug gewöhnen.«
»Sie wollen verschwinden?«
»Ich lasse Sie allein, denn es gibt wichtigere Dinge, die zu erledigen sind. Noch eine Information. Der Pilot des Hubschraubers bewegt sich nicht mehr. Das sagt nichts darüber aus, dass er tot ist. Ich habe ihn schlafen geschickt.«
»Hervorragend.« McDuncan grinste säuerlich. »Ich dachte schon, dass Sie es nur auf die raue Tour können.«
»Nein, Mister. Nur dann, wenn Leben in Gefahr sind. Ansonsten greife ich zu humaneren Mitteln.«
Nach diesen Worten verschwand Shao so rasch, wie sie gekommen war.
Die Zurückgebliebenen glaubten an einen Traum, doch die beiden Toten und die aus ihren Körpern ragenden Pfeile redeten eine deutliche Sprache und bewiesen ihnen, dass sie keinen Traum erlebt hatten.
Von Shao war nichts mehr zu sehen. Die Dunkelheit an Deck schien sie aufgesaugt zu haben.
Erst jetzt kam Bewegung in die Offiziere. Sie waren gut gedrillt, denn sofort nahmen sie ihre eigentlichen Plätze ein, bis auf McDuncan, der sich Heather näherte. Sie trocknete die Tränen weg, die eine Spur in ihr Make-up gezeichnet hatten.
»Es ist ja wieder okay, Miss Drake. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.«
»Ja, ich - ich weiß, trotzdem zittern mir die Knie.«
»Dann kommen Sie.« Er umfasste ihre Schulter und führte sie auf einen Sitzplatz zu. Dort ließ sie sich steif nieder und McDuncan wollte wissen, weshalb sie den Weg zur Brücke eingeschlagen hatte.
»Es war tatsächlich meine Mutter, die mich schickte. Ich - ich sollte Ihnen, wenn möglich, behilflich sein. Ich habe mal eine Ausbildung als Funkerin mitgemacht. Es hätte ja sein können, dass einer Ihrer Leute ausgefallen ist und…«
»Das war sehr mutig. Nur muss ich Ihnen leider sagen, dass Sie sich auch in eine große Gefahr begeben haben.«
»Shao sagte mir, dass ich ihr vertrauen kann.« Sie saß da wie ein Schulmädchen und rieb ihre Handflächen über die Oberschenkel.
»Wie lange kennen Sie die Person?«
»Erst einige Minuten, meine ich.«

McDuncan staunte. Mit einem Taschentuch tupfte er Blutstropfen ab, die aus der Risswunde in seinem Gesicht drangen. »Sie erinnert mich an eine Gestalt aus einem Märchen oder einer Legende, die plötzlich zum Leben erweckt ist.«

»Die Person ist echt.«

»Das stimmt schon, Miss Drake. Nur muss ich anscheinend mit immer neuen Überraschungen rechnen, wenn man zwei Personen wie Sinclair und Suko an Bord hat.«

Ein etwas verloren wirkendes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel, als sie an John Sinclair dachte.

»Ja, da haben Sie wohl Recht. Die Männer sind ungewöhnlich.«

»Käpt'n!« Der scharfe Klang der Stimme ließ McDuncan herumfahren.

Er schaute auf seinen Offizier, der vor einer Konsole stand und auf ein flackerndes Alarmlicht starrte.

Blitzschnell war McDuncan bei ihm. »Feuer wahrscheinlich!«, sagte er.

McDuncan wurde bleich. Normalerweise hätte er jetzt Alarm gegeben. Nur hatte er keine Mannschaft mehr, die auf den Alarm hätte reagieren können. Zum ersten Mal war er ratlos…

***

Das Chaos und der Lärm hüllten uns ein. Ich kam mir vor, als wäre ich von zahlreichen Händen umfasst worden, die an mir zerrten und mich wegreißen wollten.

Glücklicherweise, bot uns die Wand Schutz, aber auch sie geriet ins Wanken. Der Sarkophag konnte die Explosion nicht überstanden haben. Er musste zerrissen worden sein. Das alles dachte ich, als ich auf dem Boden lag und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hatte, um mich wenigstens etwas zu schützen.

Staub umgab uns, aber es flogen keine gefährliche Trümmer. Wer immer die Granate in den Sarkophag gesteckt hatte, er musste die Detonation genau vorausberechnet haben.

Der Staub nahm uns die Sicht. Wo er genau hochgewirbelt worden war, konnten wir nicht sehen, jedenfalls drückte er sich in großen Wolken voran und nahm uns die Sicht.

Auch von den Tamilen sahen wir nichts. Dass sie die Flucht aus dem Lagerraum ergriffen hatten, wollten wir nicht glauben. Sie mussten sich im Hintergrund verborgen halten.

Ich rollte mich herum. Suko hatte sich an der anderen Seite in entgegengesetzter Richtung bewegt und beide prallten wir zusammen. Durch den Staubschleier erkannten wir unsere Gesichter. Mein Freund gab mir Zeichen mit den Augen. Es war klar, was er damit meinte. Er wollte in Deckung robben.

Ich folgte seinem Beispiel, bevor sich der Staub gesenkt hatte und für

eine freie Sicht sorgte. Wir hörten auch die Tamilen sprechen, ohne zu verstehen, was sie sagten.

Noch immer gingen wir davon aus, dass sie uns nicht entdeckt hatten, sonst hätten sie anders reagiert.

Ich hielt inne, als ich die erste mit Blechkisten beladene Palette erreicht hatte. Sie selbst und die Kisten waren gut verschnürt und festgezurrt worden. Hinter der ersten stand auch eine zweite Palette. In den Zwischenraum quetschte ich mich hinein, von Suko sah ich nichts. Er lag woanders.

Ich richtete mich wieder auf. Seltsamerweise hatte die Beleuchtung die Explosion überstanden. Der Staub wallte durch das helle Licht und sah aus wie feiner Nebel.

Ich schüttelte den Kopf, wischte über meine Augen, in denen ich ein Brennen spürte, und lauerte darauf, was die andere Seite wohl unternehmen würde.

Noch hielten sich die Tamilen zurück. Nicht mit Worten, denn wir hörten, dass sie miteinander redeten.

Plötzlich war Suko da. Er stand am Beginn des schmalen Ganges zwischen den beiden Paletten.

Ich hob die Schultern, eine Geste, die er als Frage verstand.

Er nickte. »John, ich werde einen Bogen schlagen und versuchen, in den Rücken der Kerle zu gelangen. Wenn ich sie überrascht habe, verlässt du deine Deckung und kommst von vorn. Dann haben wir sie in der Zange. Die wissen noch immer nicht, dass wir hier sind.«

»Kann es besser kommen?«

»Glaube ich kaum.« Suko räusperte sich. »Nur - hast du schon an Cheng Gu gedacht?«

»Immer. Wobei ich hoffe, dass ihn die Detonation nicht zerfetzt hat.«

»Da sagst du was.«

Plötzlich war er verschwunden. Auf Suko konnte man sich verlassen, um ihn machte ich mir keine Gedanken. Ich dachte darüber nach, wie viel Zeit wohl seit der Explosion vergangen war, und kam auf höchstens zwei Minuten. Mittlerweile lag der Staub auch nicht mehr so dicht, das Licht sah ich wieder klarer. Ebenso musste es den Tamilen ergehen, die den Gott für sich haben wollten.

Die, erste Gestalt geriet in mein Blickfeld. Sie schlich auf leisen Sohlen vor, wobei ihr Gesicht wie ein dunkler und dennoch blasser Fleck in der kalten Dämmerung schimmerte. Sie waren sich sicher, aber sie bewegten sich trotzdem sehr vorsichtig. An der Spitze ging Hiob, gut an seinem Kopftuch zu erkennen.

Seine Waffe hielt er so, dass die Mündung gegen die Decke wies. Er schaute weder nach rechts noch nach links, allein der schmale Spalt zwischen den aufgestellten Deckungswänden war wichtig für ihn. Wobei eine Wand dem Druck nicht standgehalten hatte und

umgekippt auf dem Boden lag.

Leider eine von mir aus entfernte Wand, sodass mir von der noch stehenden die Sicht genommen wurde.

Natürlich stieg auch in mir die Spannung. So einfach steckte ich das nicht weg. Ich dachte wieder an Nadine und an unsere verzweifelte Jagd nach einer Person, der es gelingen konnte, den Text auf dem Palmblatt zu entschlüsseln.

Sollte uns jetzt wieder die Chance geraubt werden?

Noch stand die Lage auf des Messers Schneide. In meinem Hals kitzelte der Staub, den ich zwangsläufig hatte einatmen müssen. Ich hütete mich davor zu hüsteln, schluckte einige Male und versuchte so, dass Kratzen aus dem Hals wegzubekommen.

Ich hatte mich darauf eingestellt, dass Hiob den schlafenden Gott holen würde, was nicht geschah, denn die Dinge entwickelten sich in einer Art, die auch mich überraschte.

Plötzlich blieb Hiob stehen. Es sah so aus, als wollte er seine Waffe wegwerfen, doch er drehte sich nur um und gab seinen Leuten ein Zeichen. Die blieben zurück. Hiob aber bewegte sich nach vorn.

Eine halbe Schrittlänge nur, mehr traute er sich nicht zu. Dann blieb er stehen.

Cheng Gu kam!

Selbst mich faszinierte dieser Vorgang, weil ich einfach nicht mit ihm gerechnet hatte. Es war die Überraschung und ich sah zunächst nur ein langes Etwas, einen Gegenstand, der Ähnlichkeit mit einer Hand hatte, aber sehr dünn war.

Ob diese Hand aus vier Fingern und einem Daumen bestand, konnte ich auch nicht sehen, jedenfalls schob sie sich mit dem Körper zusammen weiter nach vorn und tauchte aus dem Staub heraus wie ein geisterhaftes Gebilde.

Es folgte der Körper.

Oder war es keiner, denn selten zuvor hatte ich eine derart ausgemergelte Gestalt gesehen. Sie bestand fast nur aus Knochen. Nur schimmerten diese nicht bleich, sondern waren von einer dünnen Haut überzogen, nicht dicker als Papier.

Ein Skelett mit Haut und einem Schädel, der eine eckige Form aufwies, eben wegen seiner dünnen Haut, in der sogar noch zwei Augen schwammen wie in einem Wasserbad.

Ich sah eine Nase, die sich mir im Profil zeigte. Sie war zwar dünn, aber auch klein und erinnerte mich an eine Pfeilspitze, die in das Gesicht gedrückt worden war.

Ein Anblick, der hässlich war, der mich für einen Moment schaudern ließ, bevor ich daran dachte, dass es nicht auf das Äußere ankam, sondern auf das Wesen an sich.

Sollte er, der so lange geschlafen hatte oder möglicherweise sogar tot

gewesen war und mir jetzt als Zombie entgegen kam, es tatsächlich schaffen, die Zeichen auf dem Palmblatt zu entziffern? Mir kamen berechtigte Zweifel.

Über meinen Rücken kroch eine Gänsehaut. Ich spürte auch den Druck im Magen, ich war nervös geworden, aber ich wollte den Überblick nicht verlieren.

Langsam schob ich mich vor, weil ich daran dachte, dass ich schneller sein musste als Hiob.

Es war zu spät, außerdem griff Suko noch nicht ein, und Hiob stand näher als ich.

Mit beiden Händen umfasste er die Gestalt des Gottes Cheng Gu!

Es sah so aus, als wollte er das mit einer dünnen Haut überzogene Gerippe an sich ziehen und küssen. Im letzten Augenblick drückte er es zurück und gleichzeitig herum, sodass sich der Gott an seiner Seite befand.

Da blieb er auch.

Seine beiden Helfer erschienen. Er sprach flüsternd mit ihnen, sie nickten und gingen davon.

Ich stand da, ohne mich zu rühren. Ich sah unsere Felle davonschwimmen. Weshalb hatte sich mein Freund Suko nicht gerührt? Er hatte doch eingreifen wollen. Oder war er überwältigt worden? Hatte er sich in eine große Gefahr begeben? Waren die anderen schneller gewesen?

Alles war möglich. Während ich mir Gedanken machte, verschwanden die Gestalten aus meinem Blickfeld. Cheng Gu ging zwischen ihnen, als hätte er nur auf die anderen gewartet.

Meine Sorgen wuchsen, denn auch in den folgenden Sekunden hörte ich von Suko nichts. Ich gab noch einige hinzu und löste mich aus meiner Deckung.

Sehr leise ging ich weiter. Unter meinen Füßen war es etwas rutschig geworden. Der alte Staub hatte sich dort niedergelegt. Ich blieb erst stehen, als es mir gelang, einen Blick auf den Steinsarg zu werfen. Das anerkennende Nicken konnte ich mir nicht verkneifen, denn Hiob hatte genau gewusst, wie er eine Ladung anlegen musste. Nur der Deckel war weggesprengt worden. Er lag neben dem Unterteil und sah aus wie ein großes Puzzle aus Stein.

Ich hörte vor mir die Schritte der verschwindenden Personen und auch, wie sie allmählich leiser wurden. Irgendwann würden sie den Fahrstuhl erreicht haben und nach oben fahren. Sie konnten mit ihrer Beute an Bord des Hubschraubers gehen und wegfliegen.

So einfach war das.

Man hatte uns überlistet. Als die Tamilen mit ihrer Beute verschwunden waren, blieb auch ich nicht länger stehen. Ich musste wissen, was mit Suko war und wohin die anderen verschwanden.

Sie gingen tatsächlich zum Fahrstuhl, blieben aber noch vor der Tür stehen. Ich bekam mit, wie sie sich leise unterhielten. Im Frachtraum wurde der Klang ihrer Stimmen gut geleitet.

Nach zwei weiteren Schritten vernahm ich einen zischenden Laut, der nicht einem offenen Ventil entwichen, sondern von Suko abgegeben worden war, der sich plötzlich aus der Deckung eines festgezurrten Maschinenteils löste.

»Endlich!«, flüsterte ich ihm zu. »Verdammt, was war denn los? Wo hast du gesteckt? Wir hatten abgemacht, dass du…« Meine Stimme versagte, weil ich sah, dass Suko erstarrt war. Er stand vor mir und rührte sich nicht.

Seine Haltung kam mir ungewöhnlich vor. Die Schultern hingen herab. Nur seine Lippen zuckte, doch er brachte kein Wort hervor.

Ich fasste ihn an und schüttelte ihn. »Verflixt noch mal, ich will eine Antwort haben.«

»Ja, John, ja…« Seine Stimme klang wie die eines Fremden.

»Und?«

Als er den Arm hob und ihn anwinkelte, da sah ich, wie seine Hand vibrierte. Er schob die Finger unter die Jacke, genau dorthin, wo er seinen Stab verbarg.

Mir schoss das Blut in den Kopf, dann bekam ich weiche Knie, als ich den Stab sah.

Er schaute aus Sukos Faust hervor und war nicht mehr das, was er noch vor einigen Minuten bei sich getragen hatte.

Ich schaute gegen ein krummes, deformiertes, braungrünes Etwas…

***

Heather Drake, der Kapitän und die anderen Offiziere hatten die Brücke nicht verlassen, weil sie von diesem Platz aus den besten Blick auf das Deck hatten, wo der Hubschrauber stand, in dessen Eingang der Bewusstlose lehnte.

Einige Minuten waren seit dem optischen Alarmzeichen vergangen, nur hatte sich nichts getan. Es war kein Feuer aufgeflammt, das Alarmsignal verlosch und niemand wusste, was sich unten im Frachtraum genau abgespielt hatte.

McDuncan war davon überzeugt, dass es mit dem schlafenden Gott zusammenhing. Als er davon sprach, schaute ihn Heather groß an. »Wer ist das, dieser Gott?«

»Ich weiß es nicht genau, Miss Drake. Ich weiß nur, dass ich einen Fehler begangen habe, als ich ihn mit auf die Reise nahm. Und den werde ich mir nie verzeihen können, falls es mir überhaupt gelingt, aus dieser Scheiße herauszukommen.«

»Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen.«

Der Kapitän riss die Tür auf und betrat die Plattform. Über ihm

drückten sich die Wolken zusammen. Für ihn sah es aus, als würden sie ein monströses Gebilde schaffen, das einer Mauer ähnelte, die jeden Augenblick aus der Finsternis nach unten stürzen konnte.

Der Nachtwind spielte mit den Wogen und sorgte für die leichte Schaukelbewegung des Schiffes.

»Wo bleiben Sinclair und Suko?«, knirschte McDuncan. »Verdammt, ich hätte vielleicht mit ihnen gehen sollen.«

Heather Drake hatte das Deck verlassen. Sie trat an McDuncan heran und hob fröstelnd die Schultern. Über den Ansatz ihres Busens rann eine Gänsehaut. »Es ist alles schlecht gelaufen, alles. Wir können nur auf die Frau hoffen.«

»Haben Sie gesehen, wohin sie sich zurückgezogen hat?«

»Nein, sie war auf einmal verschwunden. Ebenso schnell wird sie wieder erscheinen.«

»Das hoffe ich doch.«

»Verlassen Sie sich darauf.«

»Kennen Sie die Person näher?«

»Das nicht«, gab Heather zu. Sie umklammerte mit beiden Händen den hell gestrichenen Handlauf.

»Aber ich bringe ihr Vertrauen entgegen. Das ist wie ein Funke gewesen, der plötzlich zwischen mir und ihr übersprang.«

McDuncan war da skeptisch. »Hoffentlich ist er nicht erloschen und glimmt noch.«

Sie ballte eine Hand zur Faust. »Ich vertraue ihr. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Okay, ich…« McDuncan beugte sich über die Abgrenzung und sein Blick vereiste. Er senkte den Kopf. Der Mund stand offen. Scharf holte er Luft, denn er hatte die Bewegung an Deck gesehen.

Und das war keiner von der Mannschaft.

Hiob hieß der Anführer der Tamilen. Er war es auch, der voranschritt, besonders gut zu erkennen an seinem Stirnband, das im Wind flatterte. Hinter ihm bewegte sich jemand, den der Kapitän noch nie an Bord gesehen hatte.

War es ein Mensch oder ein lebendes Skelett? Es erinnerte ihn mehr an ein Skelett.

McDuncan war blass geworden. Er hörte die Frage der Heather Drake, gab keine Antwort und schaute von der Plattform auf das Deck, wo Hiob stehen geblieben war und in die Tasche griff. Er holte dort etwas Langes, Schmales hervor. Als er die Antenne aus dem Gerät zog, blitzte sie für einen Moment auf.

Dann sprach er, wobei er das Skelett sorgfältig im Auge behielt. Seine Worte waren nicht zu verstehen. Bestimmt nahm er mit seinen übrigen Männern Kontakt auf.

»Es spitzt sich zu!«, flüsterte McDuncan.

»Sicher. Aber ohne Sinclair und Suko.«

Der Kapitän hob die Schultern. »Was wollen Sie machen, Miss Drake? Wahrscheinlich haben die beiden das Falsche getan.«

Sie nickte, schaute zum Hubschrauber hin und hatte Glück, dass ihr Blick auf den geöffneten Ausstieg fiel.

Dort sah sie eine Bewegung.

Aus dem Innern des Hubschraubers trat jemand nach vorn.

Eine Frau - Shao…

Plötzlich wusste Heather Drake, dass dieser Schrecken noch längst nicht beendet war…

ENDE des ersten Teils